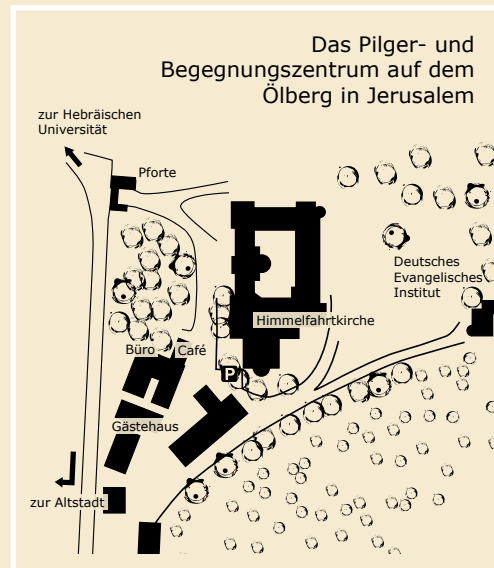




Evangelische Gemeinde Deutscher Sprache zu Jerusalem

P.O.B. 14076, Muristan Road, 9114002 Jerusalem, Telefon 00972-(0)2-626 6800, Fax 627 6222

E-Mail: propstei@redeemer-jerusalem.com, www.evangelisch-in-jerusalem.de

Gemeindeteil Amman

c/o German Embassy, P.O.B. 183, Amman 11118 Jordan, Telefon und Fax: 00962 (0)6-534 7118

E-Mail: amman@evangelisch-in-jerusalem.org, www.evangelisch-in-jerusalem.de/amman

Gästehaus des Propstes

P.O.B. 14051, St. Mark's Road, 9114002 Jerusalem, Telefon 00972-(0)2-626 6888, Fax 628 5107

E-Mail: info@guesthouse-jerusalem.co.il, www.luth-guesthouse-jerusalem.com

Evangelisches Pilger- und Begegnungszentrum der Kaiserin Auguste Victoria-Stiftung

P.O.B. 14076, Auguste Victoria-Compound, 9114002 Jerusalem

Telefon 00972-(0)2-628 7704, Fax 627 3148

E-Mail: office@avzentrum.de, www.avzentrum.de

Deutsches Evangelisches Institut für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes (DEIAHL)

Zugleich Forschungsstelle des Deutschen Archäologischen Instituts

P.O.B. 18463, Auguste Victoria-Compound, 91184 Jerusalem

Telefon 00972-(0)2-628 4792, Fax 628 7388

E-Mail: dei_ger@netvision.net.il, www.deiahl.de

DEIAHL Amman

Telefon 00962-(0)6-534 2924, Fax 00962-(0)6-533 6924; gpi@go.com.jo

Studium in Israel

HaAri 25, Rechavia, Jerusalem

Telefon 00972-(0)58 536 9396

E-Mail: studienleitung@studium-in-israel.de, www.studium-in-israel.de

Bankverbindung der Evangelischen Gemeinde Deutscher Sprache zu Jerusalem:

IBAN DE88 5206 0410 0004 1076 32, BIC GENODEF1EK1, Evangelischen Bank Kassel

Die Kontaktdaten weiterer Ansprechpartner finden Sie auf den Seiten 45 und 46.

Jerusalem

Gemeindebrief – Stiftungsjournal



geistvoll - sprachlos - sprechend
mehr als wörter

INHALT

Freundesbrief	3	<u>Veranstaltungen</u>	
Geistliches Wort	7	Gottesdienste	24f
<u>Schwerpunkt:</u>		<u>Aus der Gemeinde</u>	
<u>geistvoll - sprachlos - sprechend</u>		Personalneuigkeiten	36
<u>mehr als wörter</u>		Leserbrief	37
Grabeskirche und Felsendom			
Zwei ungleiche Stellvertreter des jüdischen Tempels	10	<u>Aus der Arbeit der Kaiserin Auguste Victoria-Stiftung</u>	
Ein Gespräch zwischen Inschriften?		So still war es wahrscheinlich noch nie auf unserem Campus	38
Felsendom und Geburtskirche im Dialog	18		
Die Sprache der Musik		<u>Aus der Bildungsarbeit - DEIAHL</u>	
Verstehen wir, was wir hören?	20	Die Tall Zira'a-Ausstellung geht nach Irbid in Nordjordanien	40
Zeichen - Sprachen			
Kommunikation	22	<u>Aus der Bildungsarbeit - Studium in Israel</u>	
Verständigung zwischen Natur und Mensch		„Alles hat seine Zeit“	42
Kommunikation in Zeiten der Corona-Krise	23		
Der Geist und die Thora		Publikationen	44
Schavuot und Pfingsten	27	Kontakte	45
Heiligkeit und Essen. Eine jüdische Sicht		Mitgliedschaft	47
Auszug aus: Marx, Dalia: „In der Zeit. Reisen im jüdisch-israelischen Jahreskreis“, Jerusalem: Yediot Ahronot, 2018, S. 258-260)	30		
Eine alte Bekannte – gegen den Strich gebürstet			
Ist die Erzählung vom „Turmbau zu Babel“ eine Pfingstgeschichte?	33		

IMPRESSUM

Impressum

Jerusalem

Gemeindebrief - Stiftungsjournal

hervorgegangen aus: Gemeindebrief der Evangelischen Gemeinde deutscher Sprache zu Jerusalem
und
Jahrbuch des Deutschen Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes

Im Auftrag des Kirchengemeinderates und der Stiftungen der EKD herausgegeben von Pfarrer i. R. Dr. Rainer Stuhlmann

Redaktionskreis: Luisa Goldammer, Sabine Hamdan, M. Jacobson, Diet Koster, R. Stuhlmann, G. Zander

Layout: Sabine Hamdan

Druck: Emerezian Printing Press, Jerusalem

Versand: Evangelische Gemeinde deutscher Sprache zu Jerusalem

Auflage: 400

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autorin/des Autors wieder.

Leserbriefe an s.hamdan@redeemer-jerusalem.com.

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 20. Juli 2020

Gemeindebrief – Stiftungsjournal kann auch als E-Paper (pdf-Datei) abonniert werden.

Bitte schreiben Sie an: s.hamdan@redeemer-jerusalem.com.

Frühere Ausgaben sind im Gemeindebüro erhältlich.

Evangelische Gemeinde Deutscher Sprache zu Jerusalem

IBAN: DE 88 5206 0410 0004 1076 32

BIC: GENODEF1EK1 (Kassel, Hess)

Bank: Evangelische Bank

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

*geistvoll – sprachlos – sprechend
mehr als wörter*

Rätselhaft klingt das Thema dieses Gemeindebriefes. Das ist nicht zufällig. Es geht um Gottes Geistkraft. Mit ihr stehen Menschen vor unlösbaren Rätseln und zugleich vor gelüfteten Geheimnissen. Mit Pfingsten feiern wir sie, die Geheimnisvolle, die Rätselhafte, die Geistkraft Gottes.

Sie steht nicht zur Verfügung. Sie kann nicht gebraucht, benutzt, verwertet werden. Sie ist wie der Wind, der weht, wo er will. Sie kann nicht gemacht, hergestellt, nicht einmal herbeigeholt werden. Sie kann nur empfangen und dann „genossen“ werden. „Frui, non uti (genießen, nicht benutzen)“ - so hat das lateinische Theologie auf Begriffe gebracht. Menschen können die Geistkraft „tolerieren“, sie kommen und wirken lassen. Sie können sie nicht einmal daran hindern. Sie setzt sich auch gegen menschliche Widerstände durch. Sie ist immer und überall radikal Subjekt.

Sie ist eine transpersonale Macht. Darum ist sie attraktiv für alle, die Schwierigkeiten mit der Vorstellung eines persönlichen Gottes haben. Gott als geheimnisvolle Macht, als erfahrbare, wenn auch rätselhafte Wirkung. Das kennt die Bibel Alten und Neuen Testaments. Und das kennen moderne Menschen. Und das kennt nicht nur unsere eigene Religion. Gottes Geistkraft wirkt auch in anderen, in uns fremden Religionen. Sie sprengt Schranken, Grenzen, Mauern.

Sie lässt Menschen sprachlos vor Staunen. Sie lässt sprachlos, weil menschliche Sprache der Geistkraft nicht angemessen ist. Sie spricht ihre eigene Sprache. Sie bedient sich menschlicher Wörter, ja, geht aber auch darüber hinaus. Sie spricht viele Sprachen. Um etwas davon zu verstehen, bedarf es nicht nur Ohren und Hirne. Mit allen Sinnen können wir die Geistkraft Gottes empfangen und genießen. Dazu will dieser Gemeindebrief bescheiden einige Wege aufzeigen.

Im September 2019 hatte der Redaktionskreis die nächsten drei Gemeindebriefe wie eine Trilogie vorausgeplant. Die drei Hochfeste Weihnachten, Ostern und Pfingsten sollten so thematisiert werden, dass neben ihrem theolo-

gischen Gehalt ihre kulturellen und anthropologischen Aspekte, ihre Sitten und Gebräuche ebenso zur Sprache kommen wie ihre interreligiösen Bezüge, vor allem zum Judentum und Islam. Das „mehr als“ im jeweiligen Untertitel sollte auf diesen Mehrwert hinweisen.

Unsere Wege der Erkundung des Pfingstfestes beginnen diesmal in unserer Stadt, wo es sich historisch verankert. Wir staunen zunächst über die Zwiesprache zweier herausragender Gebäude in Jerusalem. Die Korrespondenz zwischen der Anastasis, der Auferstehungskirche, und dem Felsendom sensibilisiert für den Dialog zwischen Christentum und Islam in Geschichte und Gegenwart, in Jerusalem und der Welt, in urbe et orbe. Und da beide Gebäude sich als „Statthalter“ des einstigen jüdischen Tempels verstehen, entpuppt sich die Korrespondenz zwischen den Heiligtümern als geistvoller Dialog zwischen diesen drei Weltreligionen.

Es sind drei Orte bedeutsamer Leere. Die Leere spricht die Sprache der Paradoxie, erweist sich als beredtes Schweigen oder schreiende Stille. Das leere Grab Jesu korrespondiert der Leere des Allerheiligsten im jüdischen Tempel und der Leere des Felsens, von dem Muhammad seine Himmelsreise antrat. In drei unterschiedlichen religiösen Sprachen wird Gottes Selbstentzug gepriesen, die Kehrseite des Empfangs der göttlichen Geistkraft. Sehnsucht, Warten, Harren ist die dem entsprechende menschliche Haltung in allen drei Religionen.

Die Zwiesprache zwischen Felsendom und Anastasis lenkt den Blick auf die Zwiesprache zwischen der Geburtskirche in Bethlehem und dem Felsendom in Jerusalem. Die vor Kurzem restaurierten Mosaiken aus dem 12. Jahrhundert in der Geburtskirche respondieren vielleicht dem Felsendom und den kalligraphisch gestalteten Koran-Versen in seinem Innern. Vielleicht ist da ein Gespräch zwischen dem Ort, an dem der Name Gottes Wohnung genommen hatte, und dem Ort, an dem das Fleisch gewordene Wort Gottes seine „erste Wohnung unter uns“ genommen hatte.

Neben die Sprache der Stadtplanung, der Architektur und der bildenden Künste tritt die Sprache der Musik, der ein weiterer Artikel gewidmet ist. Auch er beginnt mit Erfahrungen in Jerusalem und erzählt von der Vielfalt der

Musik in den unterschiedlichen Kirchen der Jerusalemer Ökumene. Musik überschreitet Grenzen, führt zu Verstehen und Verständigung, kennt aber wie die menschliche Sprache auch Disharmonien, Missverständnisse und Irritationen. Und auch diese Sprache kennt die „Leere“, die Pause, die hörbare Stille vor und nach dem Klang. Ein geistvolles „Harren“.

Auch die Menschen in Jerusalem sprechen viele Sprachen. Verständigung hindern und fördern sie. Davon erzählt jemand, der seit Jahrzehnten hier lebt und eine Fülle von Diversitäten erlebt und erfahren hat.

Ein Journalist, der in der Welt herumgekommen ist und auch einige Jahre im Lande und auch in unserer Gemeinde gelebt hat, gewährt einen Einblick in die Weise, wie die öffentliche Kommunikation in Corona-Zeiten in Deutschland funktioniert. Das Gespräch zwischen Regierenden und Regierten und welche Rolle die Medien dabei spielen.

Dass die Festlegende des Pfingstfestes („Fünzigster Tag“) sich auf das jüdische Wochen-Fest, Shavu'ot, bezieht, hat schon die Predigt als „geistliches Wort“ betont. Zwei Jüdinnen vertiefen das mit ihren Artikeln und informieren über dieses Fest, sein Brauchtum und den wechsellvollen Zusammenhang mit dem Pfingstfest.

Wir beschließen das Thema, oder besser: Wir brechen es ab mit einem Text der jüdischen Bibel der im Zuge christlich antijüdischer Bibelauslegung gerne als Anti-Text zur Pfingstgeschichte gepredigt wurde. Er ist in Wahrheit eine weitere biblische Variante zum Thema „Segen der Völker- und Sprachen-Vielfalt“ (1. Mose 11, 1-9).

Ich wünsche Ihnen, dass Sie die Lektüre neugierig macht, vielleicht sogar staunen lässt, jedenfalls Sie etwas von der Geistkraft Gottes - nicht nur zu Pfingsten - spüren lässt.

Rainer Stuhlmann

Rainer Stuhlmann
Vertreter des Propstes

Cäcilie Blume und Michael Mohrmann haben sich, obwohl beide keine Profis auf diesem Gebiet sind, sehr professionell eingearbeitet und fortentwickelt bei der Produktion unserer Online-Gottesdienste auf Youtube. Im Namen einer sehr großen Gemeinde im In- und Ausland danken wir beiden sehr herzlich - und ihren Familien, denen wir sie für diese von Mal zu Mal wachsende Aufgabe über Gebühr entzogen haben.



Freiwilligendienst

Möchtest Du Dich freiwillig engagieren? Und das am Besten im Heiligen Land?

Dann ist ein Freiwilligendienst bei uns für Dich der richtige Weg:

Im **Freiwilligen Sozialen Jahr (FSJ)** arbeitest Du ein Jahr lang in unserer Gemeinde mit. Du gestaltest alle Feste des Kirchenjahres mit, führst Kindergottesdienste durch, hältst Andachten, nimmst an unserem Gemeindeleben teil, lebst mitten in der Altstadt von Jerusalem und hast die Möglichkeit, vielfältigste Freundschaften zu schließen. Du engagierst Dich dabei gleichermaßen für Dich und für andere Menschen. Du übernimmst Verantwortung und kannst Dich persönlich weiterentwickeln.

Für den Jahrgang 2020/2021 haben wir noch zwei Stellen an der Erlöserkirche in Jerusalem zu besetzen. Wir freuen uns auf dich!

Die **Kontaktaufnahme** kann über uns
propstei@redeemer-jerusalem.com
oder über
ev-freiwilligendienste-hessen.de
Herrn Knierim
Telefon 0561/1095-3562
thomas.knierim@diakonie-hessen.de
erfolgen.

FREUNDESBRIEF



Dr. Rainer Stuhlmann,
Pfarrer i. R.

Liebe Leserinnen und Leser,

„Meine Zeit in Jerusalem hatte ich mir ganz anders vorgestellt“. „Das hätte ich mir nicht träumen lassen.“ „So etwas habe ich meine Lebtag nicht erlebt.“ Solche Sätze könnten diesen Brief durchziehen. Und natürlich sage ich nichts anderes, als alle in diesen Tagen reden und schreiben. Aber ich will versuchen, mich auf das Besondere in unserer Gemeinde, in unserer Stadt und unserem Land und auch auf das meiner eigenen Situation zu konzentrieren. Mein Bericht ist eine subjektive Momentaufnahme, die ungefähr einen Monat vor dem Erscheinen dieses Gemeindebriefes entstanden ist, und darum vielleicht in manchen Teilen im Juni nicht mehr aktuell ist.

Unsere Gemeinde ist kleiner geworden.

Das vor allem unterscheidet uns von den Gemeinden in Deutschland. Alle deutschen Freiwilligen (eine beachtliche Zahl) wurden auf Druck der Bundesregierung binnen kurzem zurückbeordert, manche „Expats“ haben mit ihren Familien allmählich das Land verlassen, wenn sie ihren Aufgaben hier nicht mehr nachkommen konnten. Natürlich gibt es im ganzen Land seit den ersten Märztagen keine Pilger und Touristen mehr. Viele Deutsche, die mit ihnen beschäftigt waren, sind ebenfalls nach Hause zurück. Das Gästehaus ist darum wie alle Beherbergungsstätten des Landes geschlossen. Ebenfalls unsere Cafés. Die beruflich Mitarbeitenden fehlen uns sehr. Einige sind im home office, die meisten sind im Zwangsurlaub.

Geblichen sind die alten Treuen, die schon so viele Krisen im Land überdauert haben. Einer von ihnen aus der Tourismus-Branche schrieb, die gegenwärtige Situation habe „etwas Besonderes: Über die vergangenen Jahre, Jahrzehnte waren es immer die bekannten Verdächtigen, darunter Israel, die von regelmäßigen „Sonnenfinsternissen“ heimgesucht wurden – mit dramatischen Einbrü-

chen der Besucherzahlen und der Angst um das Überleben der Firma und damit der unmittelbaren Existenz ihrer MitarbeiterInnen. Vielleicht zum ersten Mal sind wir nicht allein – wir sind Teil eines großen Ganzen, einer großen Familie, die es alle gleich getroffen hat! Es gibt keine „Schuldigen“, der kleine fiese Virus setzt sich über alle Grenzen und politischen Differenzen zwischen Menschen hinweg.“

Im Land geblieben sind die meisten (jetzt online) Studierenden und die mit ihnen und für sie im Projekt „Studium in Israel“ arbeiten, eine Reihe von „Expats“ mit ihren Familien, Mitarbeitende unseres Instituts für Altertumswissenschaft, die Repräsentantin des Lutherischen Weltbundes, die Kaufmännische Geschäftsführerin, Pfarrerin und Pfarrer.

Dabei war es gar nicht einfach, das Land zu verlassen. Binnen kurzem gab es keine Nonstop-Flüge mehr nach Deutschland. Manche brauchten bis zu 24 Stunden für ihre Reise von Israel nach Deutschland. Andere brauchten bis zu vier Anläufe, weil die gebuchten Flüge oft im letzten Moment gecancelt wurden. Die Einreise nach Israel war noch viel schwieriger. Mit einem unkomplizierten Eintritt konnten nur die rechnen, die eine Sondererlaubnis der israelischen Botschaft in Berlin vorweisen konnten.

Die über Ostern ihre Familien in Deutschland besucht haben oder die wie ich aus anderen Gründen schon im März zurückkamen, sind bei ihrer Einreise durchaus unterschiedlich behandelt worden. Ich gehörte zu den Glücklichen, die, Anfang März eingereist, zwei Wochen in einer (nicht kontrollierten) häuslichen Quarantäne verbracht haben, die genau dann ihr Ende fand, als sie zu einer allgemeinen landesweiten Quarantäne, dem lockdown, wurde. Seitdem habe ich das Privileg, in meiner Nachbarschaft für meinen Lebensunterhalt selbständig einkaufen zu dürfen. Vorher wurde ich von Freiwilligen und Mitarbeitenden liebevoll versorgt. Die Propstei aber bleibt weitgehend mein Luxusgefängnis.

Andere, später eingereist, wurden in Bussen des israelischen Militärs vom Flughafen direkt in ein trostloses kleines Hotelzimmer am Toten Meer gekarrt, das sie zwei Wochen bei Androhung harter Strafen und unter militärischer Bewachung nicht verlassen durften und in dem sie schlecht (mit kalten Speisen und zu wenig Trinkwasser) gepflegt wurden und in dem das WLAN täglich schwächer wurde. Das einzige Highlight: ein traumhaft-schöner



Letzter „Kirchenkaffee“ am 15. März 2020; Foto © Rainer Stuhlmann

Blick über das Tote Meer und die jordanischen Berge und eine Pool-Landschaft, die sie nicht nutzen durften.

Geschlossene Gebäude – tätige Glocken

Die Himmelfahrtskirche und die Erlöserkirche sind seit Mitte März geschlossen. Wie in Deutschland sind dort keine Gottesdienste, Mittagsgebete, Konzerte und andere Gemeindeveranstaltungen wie gewohnt möglich. Das teilen wir nicht nur in diesem Land mit allen anderen Kirchen, mit den Synagogen und Moscheen.

Der Muezzin hat vom Minarett in unserer unmittelbaren Nachbarschaft schon lange aufgehört zu rufen. Aus der Ferne höre ich andere Muezzine über den Dächern der Altstadt. Auch ihre Moscheen sind geschlossen. Darum fügen sie an ihren Gebetsruf immer den Satz an: „Bleibt zu Hause und betet dort!“

Am ersten Tag, nachdem ich in dem riesenhaften Gebäudekomplex der Propstei mit Kreuzgang und Kirche alleine zurück geblieben war, durchfuhr mich mit den ersten Glockenschlägen um Punkt 12 Uhr mittags erschreckt der Gedanke „Wer ist außer mir noch hier?“ Im gleichen Moment machte ich mir klar, dass die Glocken ja durch eine elektrische Uhr gesteuert werden. Das Erlebnis hatte für mich auch etwas Symbolisches. Auch wenn im Kir-

chengebäude keine Menschen zu Gebet und Gottesdienst zusammen kommen können, hören wir deshalb nicht auf, zu beten und Gottesdienst zu feiern. Die Glocken laden zum Innehalten ein, wo auch immer wir gerade sind, und sie verbinden uns unsichtbar.

Zu den Zeiten, in denen die Glocken nicht durch das Uhrwerk gesteuert werden, vor allem sonn- und feiertags um 10.30 Uhr, betätige ich mich als Glöckner. Als in der Karwoche in Deutschland in allen evangelischen und katholischen Kirchen um 19.30 Uhr und am Ostersonntag mittags um 12 Uhr die Glocken zum Gebet angesichts der Pandemie einluden, taten das in Jerusalem auch die Glocken der Erlöser- und Himmelfahrtskirche und die der Dormitio-Abtei. Die Glocken auch der anderen Kirchen in der Altstadt läuten wie gewohnt.

Unsere Kirchen sind offen.

Geschlossen sind nur die Kirchengebäude. Das führt zu Behinderungen. Statt die Behinderungen zu bejammern, lenken sie unseren Blick auf die offenen Möglichkeiten. Wie in den Gemeinden in Deutschland haben auch wir – in bescheidenem Maße – solche Möglichkeiten, als Gemeinde zu leben, einander wahrzunehmen und uns im Glauben zu stärken und in unseren Mängeln zu unterstützen, entdeckt, weiter entwickelt und eingeübt.



Michael Mohrmann bei der Video-Aufnahme eines Gottesdienstes aus der Erlöserkirche; Foto © Barbara-Anne Podborny

Wörter, die für meine Generation wie Vokabeln aus einer Zauberwelt klingen „facebook“, „whatsapp“, „skype“, „youtube“, „zoom“, haben sich als Wege entschlüsselt, auf denen Menschen einander begegnen, miteinander kommunizieren und kooperieren können. Auch das ist eine Weise, mit Behinderungen zu leben. Aber die Erfahrungen, die Menschen mit Behinderungen (die früher kurzerhand als „Behinderte“ etikettiert wurden) als Individuen gemacht haben, werden jetzt zu kollektiven und globalen Erfahrungen. Wir lernen: Behinderungen lenken den Blick auf das, was geht, und lassen entdecken, was vorher unbekannt oder verborgen war.

An die Stelle von unmöglich gewordenen Hausbesuchen treten Telefonkontakte. So halten die Pfarrer*innen zusammen mit dem Kirchengemeinderat Kontakt besonders zu den ganz wenigen, die ohne Internet sind. Unser schon seit langem bestehendes Kommunikationsnetz eines Email-Verteilers nutzen wir seit dem 22. März, um allen täglich einen aktuellen Text für eine Morgenandacht oder eine Predigt samt Liturgie zu schicken. Ein biblischer Impuls als „Wort zum Tage“, jeden Tag aus einer anderen Feder. Die Vielfalt der Texte spiegelt die Vielfalt derer, die sich daran beteiligen. Sie macht den Reichtum der Gaben in der Gemeinde deutlich.

Schrittweise haben wir Gottesdienste elektronisch aufgenommen, die mittels youtube nach Hause „geholt“ und optisch und akustisch mitgefeiert werden können. Jeden Samstag um 18 Uhr gibt es eine Live-Andacht mittels zoom und anschließend die Möglichkeit zum Gespräch. Für Gottesdienst und Andacht hat sich eine „Heiligkeitsachse“ Jerusalem – Lübeck entwickelt, über die sich unser Kirchenmusiker, der in Jerusalem arbeitslos wäre, mit (nicht nur eigenen) musikalischen Botschaften ins Spiel bringt. So wird Musik zum Lebensmittel in „Hungersnöten“.

Abendmahlsfeiern haben wir aus unseren Planungen vorläufig ausgeschlossen. Meinen seelsorglichen Rat dazu können Sie auf der Homepage der Gemeinde nachlesen. Ich rate zu „Eucharistischem Fasten“, das nicht nur Mangel ist, sondern auch geistlichen Gewinn bringen kann. Aber auch häusliche Abendmahlsfeiern ohne Leitung durch Ordinierte sind in Notsituationen nach evangelischem Verständnis nicht unmöglich.

Und wie immer bringt das Leben mit Beschränkungen auch Mehrwert. Viel mehr Menschen nutzen unsere elektronischen Angebote, als sie vorher die traditionellen in Anspruch genommen haben. Viele „Sympathisanten“ und „Ehemalige“, verstreut über Deutschland und die ganze Welt, können jetzt am Gottesdienst „ihrer“ Jeru-

salemer Gemeinde teilnehmen. Und diese multiplizieren sie weiter. Unser Email-Verteiler hat sich erheblich vergrößert. Viele sind dankbar, dass sie auf diese Weise die Predigt noch einmal lesen, den Gottesdienst mit seiner Musik noch einmal feiern können.

... und Gott?

Mehr und mehr drängen die Fragen nach einer angemessenen theologischen Reflektion der neuen Situation. Das Böse hat mit der Pandemie ein neues Gesicht bekommen. Und wenn sie sich erst mal in die Elendsquartiere und Hungerländer vorfrisst, ist ihre Fratze nicht mehr zu verharmlösen. Pandemien brechen seit Menschengedenken aus wie ein Vulkan. Da ist niemand in der Welt, den wir für dieses Böse verantwortlich machen können. Außer ihren Schöpfer. Wie nach dem Erdbeben in Lissabon von 1755, das ganz Europa vor Schreck erstarren ließ, ist es aus mit einer naiven Theologie, die uns ungeniert singen lässt „Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen, ...der alles so herrlich regieret, ...der uns erhält, wie es uns selber gefällt...“.

„Wo die Liebe wohnt, da wohnt auch Gott“. Das zu glauben, ist nicht schwer. Aber wo die Liebe nicht wohnt, wo Hass und Gewalt das Sagen haben, wo Krankheit und Seuche, wo Unheil und Tod regieren, da ist Gott auch. Auf eine verborgene Weise. Nicht so, dass wir seine Gegenwart eins zu eins aus unseren Erfahrungen ableiten könnten. Gott lässt auf unbegreifliche Weise auch das zu, was gegen seinen Willen auf Erden geschieht. Die Theologie eines ungebrochenen Optimismus ist immer untauglich und unglaubwürdig. In diesen Zeiten aber wird das unübersehbar.

Umso erstaunlicher sind diejenigen, die ungeniert predigen, dass Gott uns die Seuche geschickt hat mit einer Botschaft, die sie genau kennen. Der US-amerikanische Botschafter in Jerusalem, ein christlicher Fundamentalist, behauptet, die Pandemie sei so etwas wie die Zehnte ägyptische Plage, die nach neun vergeblichen Versuchen, den Pharao zur Vernunft zu bringen, ihn endlich dazu bewegte, das Volk Israel in die Freiheit zu entlassen. Abschachtung der erstgeborenen Ägypter. Das meint: Der Todesengel bringt die geheimnisvolle Seuche in die Häuser der Gottlosen, vor der die Gläubigen, die „believers“, verschont werden. Noch drastischer sagt es ein ultraorthodoxer Jude in Bnei B'rak keck in die Kamera: „Wer die Tora befolgt, ist immun gegen das Virus.“

Und dementsprechend rücksichtslos verhalten sich viele der Frommen gleich welcher Religion. Täglich wurde ich

Zeuge demonstrativen Körperkontaktes bei einer Art religiöser „Corona-Parties“ von überwiegend Jugendlichen und jungen Männern sowohl in und vor der Jeschiva im Muristan gegenüber der Propstei wie in und vor der Silberman-Synagoge hinter der Propstei, bis einen Tag vor Pessach die israelische Polizei dem frivol-kecken Treiben ein Ende bereitete.

Ganz anders lautet die Botschaft des Rabbiners Or Zohar, den ich von Nes Ammim her gut kenne. Er leitet seine Gemeinden an, am Seder-Abend statt der traditionellen Pessach-Frage „Wie heißt der Pharao heute, von dem die Juden befreit werden?“ die Frage zu stellen: „Für wen bin ich der Pharao, der andere heute unterdrückt?“ Gewissenserforschung statt religiöser Welterklärung.

Martin Luther hat gegen den Trend seiner Zeit zu einer „Theologie des Kreuzes“ angeleitet, die einen ungebrochenen Glauben an das Gute „durchkreuzt“ und alle Gottesbilder zerbricht. Solche Theologie entlarvt die religiösen Bescheidwiser als Lügner und ihre Beschwichtigungen als Trug und Täuschung. Luther hat diese Theologie an den jüdischen Psalmen gelernt. Sie kennen Zweifel und Anfechtungen. Die sie beten, finden sich mit den Paradoxien des Lebens und den Widersprüchen der Welt nicht ab. Für sie sind die Fragen oft wichtiger als die Antworten. Darum hören sie nicht auf, die unbeantwortbaren Fragen zu stellen. Trost finden sie im redlichen Wahrnehmen trostloser Umstände, statt sie zu beschönigen oder zu verdrängen. Sie bejahen behindertes Leben und entdecken so Lebensmöglichkeiten jenseits der Behinderungen. Sie kennen den lebenslangen Ortswechsel. Sie wissen, dass der Weg von Oase zu Oase durch die Wüste geht. Das macht sie nicht mutlos noch hoffnungslos, sondern stets wieder neugierig auf das Unbekannte, auf „das Land, das Gott uns zeigen wird“.

Rainer Stuhlmann

Rainer Stuhlmann
Vertreter des Propstes

Über die Situation auf dem Ölberg und dem Auguste-Victoria-Hospital informiert in diesem Gemeindebrief Pfarrerin Gabriele Zander (s. S. 38)

GEISTLICHES WORT



Pfarrerin Gabriele Zander

Foto: © Sandra Konold

Predigt zu Apg 2,1-21 am Pfingstsonntag

Manch einer und eine hat wohl die Tage gezählt in der letzten Zeit: 14 Tage Quarantäne oder die Tage, an denen wir das Haus nur im Umkreis von 100m verlassen durften, abendliche Ausgangssperre zum Ramadan, Kontaktverbot. Wie viele Tage bis zur gewohnten Bewegungsfreiheit, bis zur Erlaubnis, sich wieder zu treffen?

Im Judentum werden jedes Jahr die Tage von Pessach bis zu Shawuot - dem Wochenfest - gezählt: 7x7 Wochen. Und am 50. Tag beginnt das Wochenfest, das gestern gefeiert wurde, bzw. vor allem vorgestern Nacht, denn normalerweise verbringt man zu Shawuot die ganze Nacht in der Synagoge, um zu lernen - diesmal gab es wahrscheinlich viel per Zoom! Wird zu Pessach die Befreiung aus Ägypten gefeiert, feiern Jüdinnen und Juden zu Shawuot die Gabe der Tora auf dem Sinai. Denn erst mit der Gabe der Gebote kommt die Befreiung zu ihrem Abschluss. Das klingt vielleicht paradox, aber dennoch ist es so: die Gabe der Tora soll vor neuer Verknechtung der einen durch die anderen, vor ungerechter Unterdrückung schützen. Es geht um die Erhaltung des Geistes der Befreiung von Pessach! Der Geist der Tora, der Geist der Gebote ist ein Geist, der die Freiheit erhalten will.

Um das Wochenfest, die Gabe der Tora zu feiern, versammelten sich nach Jesu Auferstehung und Himmelfahrt auch seine Jüngerinnen und Jünger, seine Schülerinnen und Schüler. Es ist schade, dass auch die neue Lutherübersetzung hier wieder mit „Pfingsttag“ übersetzt, wo eigentlich „pentecoste“ steht: „Und als der 50. Tag, und als Shawuot, das Wochenfest gekommen war...

Und als der Pfingsttag gekommen war, waren sie alle an einem Ort beieinander. Und es geschah plötzlich ein Brausen vom Himmel wie von einem gewaltigen Wind und erfüllte das ganze Haus, in dem sie saßen. Und es erschienen ihnen Zün-

gen, zerteilt wie von Feuer; und er setzte sich auf einen jeden von ihnen, und sie wurden alle erfüllt von dem Heiligen Geist und fingen an zu predigen in andern Sprachen, wie der Geist ihnen gab auszusprechen. Es wohnten aber in Jerusalem Juden, die waren gottesfürchtige Männer aus allen Völkern unter dem Himmel. Als nun dieses Brausen geschah, kam die Menge zusammen und wurde bestürzt; denn ein jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden. Sie entsetzten sich aber, verwunderten sich und sprachen: Siehe, sind nicht diese alle, die da reden, aus Galiläa? Wie hören wir denn jeder seine eigene Muttersprache? Parther und Meder und Elamiter und die wir wohnen in Mesopotamien und Judäa, Kappadozien, Pontus und der Provinz Asien, Phrygien und Pamphylien, Ägypten und der Gegend von Kyrene in Libyen und Einwanderer aus Rom, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber: wir hören sie in unsern Sprachen von den großen Taten Gottes reden. Sie entsetzten sich aber alle und wurden ratlos und sprachen einer zu dem andern: Was will das werden? Andere aber hatten ihren Spott und sprachen: Sie sind voll von süßem Wein. Da trat Petrus auf mit den Elf, erhob seine Stimme und redete zu ihnen: Ihr Juden, liebe Männer, und alle, die ihr in Jerusalem wohnt, das sei euch kundgetan, und lasst meine Worte zu euren Ohren eingehen! Denn diese sind nicht betrunken, wie ihr meint, ist es doch erst die dritte Stunde am Tage; sondern das ist's, was durch den Propheten Joel gesagt worden ist: »Und es soll geschehen in den letzten Tagen, spricht Gott, da will ich ausgießen von meinem Geist auf alles Fleisch; und eure Söhne und eure Töchter sollen weissagen, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen, und eure Alten sollen Träume haben; und auf meine Knechte und auf meine Mägde will ich in jenen Tagen von meinem Geist ausgießen, und sie sollen weissagen. Und ich will Wunder tun oben am Himmel und Zeichen unten auf Erden, Blut und Feuer und Rauchdampf; die Sonne soll in Finsternis und der Mond in Blut verwandelt werden, ehe der große Tag der Offenbarung des Herrn kommt. Und es soll geschehen: wer den Namen des Herrn anrufen wird, der soll gerettet werden.«

Apg 2, 1-21

Liebe Gemeinde,

in dieser Erzählung von der Feier des Wochenfestes durch die Nachfolger*innen Jesu hören wir sowohl Anklänge an die Befreiung aus Ägypten, als auch an die Gabe der Tora auf dem Sinai. Ein gewaltiger Wind ist immer dabei, wenn Gottes befreiendes Handeln sich zeigt und sowohl bei Mose am Dornbusch als auch am Sinai ist Gottes Offenbarung mit Feuer und Rauch verbunden.

Wo Gott erscheint und redet, ist es wie ein Feuer, wird ein Feuer in uns entfacht!

In der christlichen Tradition wurden die beiden Geschichten von der Gabe der Tora am Sinai und von der Gabe des Heiligen Geistes in Jerusalem leider meistens als Gegensatz gelesen. Dann wurden die Gabe der Gebote und die Gabe des Heiligen Geistes gegeneinander ausgespielt: der Buchstabe des Gesetzes töte, hieß es dann, während dagegen der Geist lebendig mache. Und dann wurde das Judentum auf die Gebote oder eher auf das Gesetz und den Buchstaben festgelegt und die Kirche auf den lebendigen Geist. Aber das kann so nicht aufgehen!

Shavuot und Pfingsten müssen zusammen gelesen werden und nicht gegeneinander. So wie eben Buchstabe und Geist einander ergänzen, einander brauchen! Wir brauchen Buchstaben und Geist, damit die Buchstaben lebendig werden, damit ihr Geist zu uns sprechen kann.

Ein Geist ohne Gebote würde uns ins Chaos stürzen! Und Gebote ohne Geist münden in einen Fundamentalismus, der alles Lebendige erstickt.

In einer jüdischen Lernnacht zu Shavuot kann man anschaulich erleben, wie es darum geht, im Lernen, in der Diskussion der Schrift, Gottes Geist näherzukommen, gerade auch in der Frage, was die alten Buchstaben uns heute zu sagen haben, welcher Geist uns heute aus ihnen anweht. In der Begegnung der vielen Lernenden entsteht ein Geist der Lebendigkeit!

Eine frühe jüdische Auslegung schildert das folgendermaßen:

„Wenn die Gelehrten die Worte der Tora aneinanderreichten und von den Worten der Tora übergingen zu den Propheten und von den Propheten zu den Schriften, dann flammte Feuer rings um sie auf und die Worte der Tora freuten sich, wie damals, als sie vom Sinai her gegeben wurden; denn wurden sie nicht vom Berge Sinai mit Feuer gegeben?“

Das ist genau das, was die Nachfolger*innen Jesu bei ihrer Zusammenkunft erleben: Freude über die Tora! Ihr Geist wird lebendig im gemeinsamen Studium der Worte Gottes! Dies ist übrigens auch das Feuer, das in den Herzen der Emmausjünger brennt, als ihnen der Auferstandene die Schrift auslegt.

Auch die eben gehörten Worte Jesu im Johannesevangelium bestätigen die enge Verbindung, die Zusammenge-

hörigkeit von Geist und Lernen: „Der Geist, den mein Vater senden wird, wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.“ (Joh 14,25)

Anschaulich wird uns der Geist des Lernens auch in dem hebräischen Buchstaben Lamed vor Augen geführt. Lamed hat natürlich mit dem Verb lamad-lernen zu tun. Ein bisschen sieht dieser Buchstabe wie eine Feuerflamme aus, wie er sich so nach oben schlängelt. Und es ist besonders, dass er der einzige hebräische Buchstabe ist, der beim Schreiben ein wenig nach oben aus dem gedachten Kästchen der Quadratschrift herausragt. Lernen heißt, ein wenig über die vorgegebenen Kästchen hinauszugehen. Lernen lässt uns aus vorgefertigten Denk-Kästchen heraustreten, lässt uns Neues entdecken, über den Teller- rand hinausblicken. Und wenn es gut ist, entsteht dann ein Feuer in uns, wenn wir Unerwartetes entdecken, der Geist plötzlich über uns kommt!

So geschieht es auch in der Feier des Wochenfestes, wie es am Anfang der Apostelgeschichte geschildert wird: faszinierend in welcher kultureller Vielfalt sich hier jüdische Festbesucher aus aller Welt versammeln: Parther und Meder und Elamiter ... Ein interkulturelles Happening!

Und dann geschieht das Erstaunliche: ein Geist des Verstehens bricht sich Bahn - jenseits der vielen verschiedenen Muttersprachen und Prägungen!

Auch das erinnert an die Erzählung von der Gabe der Gebote am Sinai: Eine frühe jüdische Auslegung weist darauf hin, dass es dort heißt, dass „alles Volk die Stimmen (pl. nicht sg!) sah“ (Ex 20,18). Der jüdische Weise R. Jochanan lehrte dazu, dass die Stimme ausging und sich in sieben Stimmen teilte und aus sieben Stimmen in sieben Sprachen, damit alle Völker sie hören sollten. Gott spricht mit einer Stimme, aber damit sie von allen verstanden werden kann, wird sie in vielen Sprachen hörbar!

So greift die Shavuot-, die Pfingstgeschichte auch die Erzählung vom Turmbau zu Babel auf, dem großen Einheits-turm, der alle Verschiedenheit dem Einen Volk und der Einen Sprache unterordnen will. Alle Unterschiede sollten in Babel eingeebnet werden, um den Einen Turm, der bis zum Himmel reicht, zu bauen. Wenn Gott schließlich diesen zum Himmel wachsenden Einheits- Turm von Babel zerstört, wird deutlich, dass er dem totalitären Einheitsbestreben die Freiheit der Vielfalt entgegensetzt. Ein Lob der Vielfalt wird in der Geschichte von der Zerstörung des babylonischen Turms gesungen, ein Lob der Unterschiedlichkeit von Menschen, Sprachen und Kulturen!

Aus menschenverordneter Gleichschaltung wird wieder gottgefällige Vielfalt! Der Geist Gottes widersetzt sich dem Projekt Babylon! Wo selbstgefällige Einheit zerbricht, kann im Geist Gottes neue Gemeinschaft in Vielfalt und Verschiedenheit entstehen! Als sich die Schülerinnen und Schüler Jesu zum Wochenfest in Jerusalem versammelten, war das Ideal nicht: Nun verschwinden alle Unterschiede, nun haben alle Eigenheiten ausgedient, nun werden alle Sprachen eingeschmolzen. Nein! Die Vielfalt darf sein. Und in aller Vielfalt geht es darum, sich in allen Unterschieden verstehen zu lernen.

Ein Zitat des Propheten Joel kommt noch ins Spiel: eine Verheißung des Geistes Gottes, der am Ende der Zeit alle ergreifen wird: Männer und Frauen, Junge und Alte - alle sollen sie prophetisch reden können, alle einander verstehen.

Etwas davon sieht Petrus bei der damaligen Feier des Wochenfestes, beim sogenannten Pfingstwunder, in Jerusalem anbrechen, aber es ist wichtig, dass wir uns klar machen, dass wir da auch heute als Kirche noch lange nicht angekommen sind. Die Verheißung des Propheten Joel bleibt eine zukünftige, denn noch sind so viele trennende Mauern nicht eingerissen, noch scheitern wir an Sprachbarrieren und gegenseitigem Unverständnis ob so verschiedener kultureller Prägungen und religiöser Traditionen!

Unser gegenseitiges Verstehen bleibt eine Zukunftsverheißung, die uns in unserer Gegenwart leiten soll! Immer wieder geschieht ein Verstehen auch schon jetzt: wenn Fremde einander zu Helfern werden, wenn Geflüchtete in der Fremde eine Heimat finden, im Dialog zwischen Kulturen und Religionen, in der Begegnung von Juden, Christen und Muslimen oder wenn Europäer ihr westliches Überlegenheitsdenken hinterfragen. Wenn es gelingt, Grenzen zu überwinden, ohne Unterschiede zu verwischen.

Der Geist gibt uns ein, das Geburtstagsfest der Kirche Jesu Christi vielsprachig und vielfarbig zu feiern, auf dass daraus eine bunte Gemeinschaft und gegenseitiges Verstehen wachse!

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen



Pentecost - Gemälde von El Greco

Foto: © Wahooart.com

Monatslosung Juni 2020

Du allein kennst das Herz aller Menschenkinder.

1.Kön 8,39

geistvoll - sprachlos - sprechend

Grabeskirche und Felsendom

Zwei ungleiche Stellvertreter des jüdischen Tempels

von Angelika Neuwirth

Die beiden großen Heiligtümer Jerusalems, die uns heute oft als zwei getrennten Welten zugehörig suggeriert werden, sind – genauer betrachtet – so weit nicht voneinander entfernt. Die geläufigen Gebäudebezeichnungen „Grabeskirche“ und „Felsendom“, die sich international durchgesetzt haben, lassen zwar keine innere Beziehung erkennen. Ihnen entsprechen aber Lokalbenennungen, die ihre verwandte geistliche Bedeutung betonen, sie lauten arabisch Qiyama, „Auferstehung“, griechisch Anastasis, und (Masdjid) Al-Aqsa, „Fernerer Heiligtum“, erinnern also an Aufstiege – aus dem Totenreich, aus der irdischen Welt in überirdische Sphären – deren leer zurückgelassene Orte frommen Gläubigen einen Zugang zur transzendenten Welt öffnen. Diese besondere Nähe zur Transzendenz kann nicht verwundern, denn beide Heiligtümer sind „Stellvertreter“ des heiligen Ortes par excellence, des jüdischen Tempels, auf dessen Areal der Felsendom, Zentrum des al-Aqsa-Heiligtums, steht und dessen Status als Zentralheiligtum die Grabeskirche für sich beansprucht. Es ist dieser in Christentum und Islam theologisch vielfältig manifeste Rück-Bezug, der die beiden Heiligtümer in der Geschichte einmal – für annähernd ein Jahrhundert – zu einem Ensemble zusammengeschlossen hat. Die Rede ist von der Kreuzfahrerzeit.

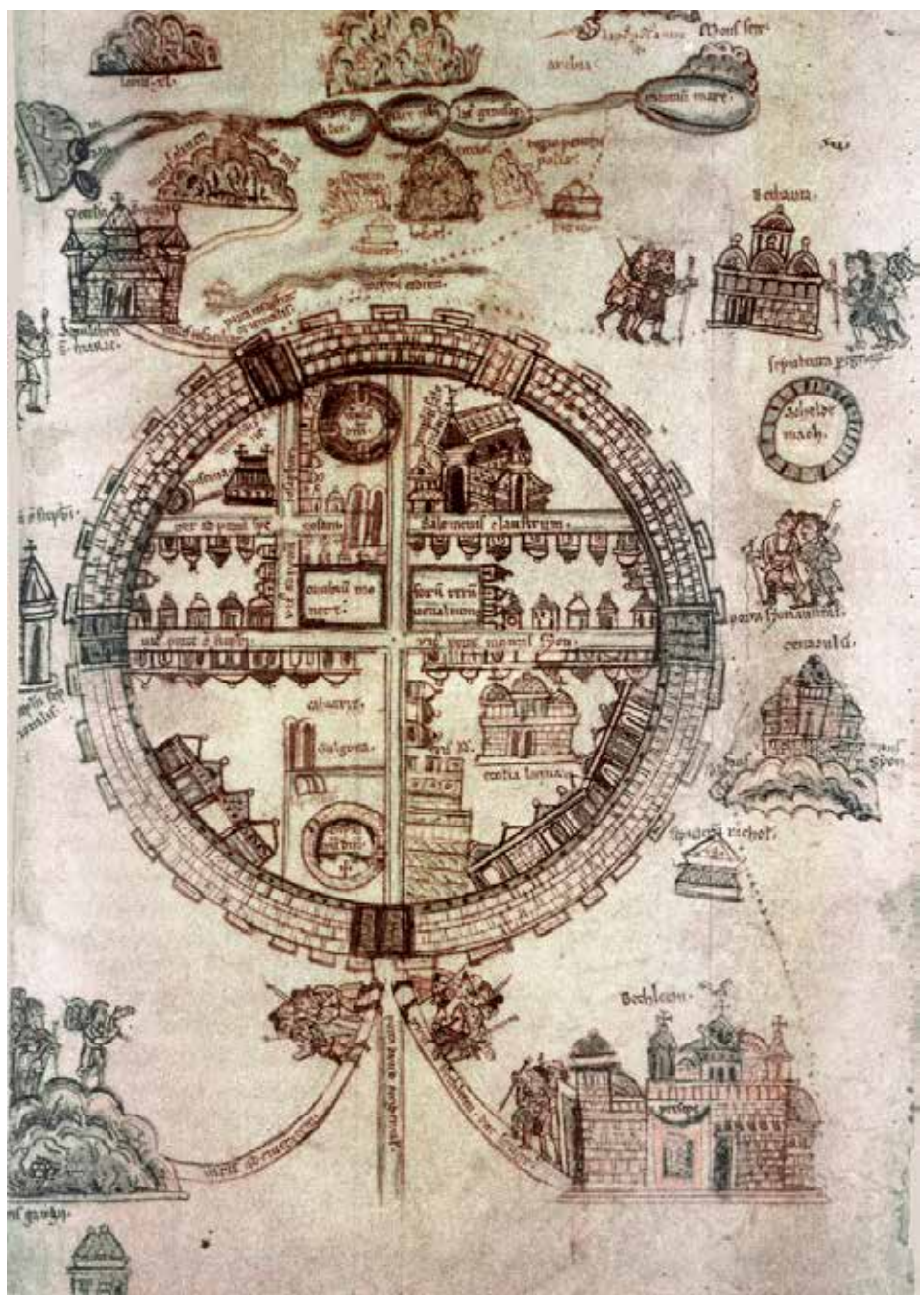


Abb. 1: Jerusalem-Karte aus dem 13. Jahrhundert - Königliche Bibliothek von Belgien

Kreuzfahrer: ein all-umfassend christliches Jerusalem

Die mittelalterliche Karte, die das bezeugt (s. Abb. 1), spiegelt das Jerusalem-Bild der im 13. Jh. gerade zu Ende gehenden Kreuzfahrerzeit. Es ist keine realistische Abbildung. Die idealisierende Kreisform verweist auf ein über-reales, endzeitliches Jerusalem. Die Stadt hat fünf Tore, darunter das verschlossene „Goldene Tor“, das Osttor, durch das – laut Ezechiel 44.1-3 – die bei der Zerstörung des Tempels ausgezogene göttliche Präsenz dereinst wieder in die Stadt einkehren wird. Obwohl die schematische Verteilung der Stadt der tatsächlichen aus römischer Zeit bewahrten Gliederung durch zwei *cardines* und einen *decumanus* im Groben entspricht (siehe noch den Stadtplan der heutigen Altstadt), ist das Kreuz als programmatische Grundstruktur doch unverkennbar. Eine Stadt nicht ganz von dieser Welt also, mit römischen urbanen Strukturen, – aber gewissermaßen in der Zeit erstarrt, von ihren Bewohnern entleert übernommen.

Lateinische Bildunterschriften verweisen auf reale Orte, offenbar die wichtigsten Pilgerziele. Was bekommen die christlichen Pilger aber angekündigt? Der obere Teil der „geosteten“ Karte, ist faktisch von islamischen Bauten besetzt, links dem Rundbau des Felsendoms und rechts der Basilika der al-Aqsa-Moschee, die allerdings nicht als islamisch ausgewiesen sind, sondern mit ihren neuen Namen auf biblische Tradition verweisen: Die al-Aqsa Moschee heißt Templum Salomonis, der Felsendom heißt Templum Domini. Diese Neu-Interpretation von Heiligtümern, die offenbar das Areal des Tempelbergs privilegiert, ist Teil der besonderen Religionspolitik der Kreuzfahrer, die die muslimischen



Abb. 2: Ebstorfer Weltkarte mit Jerusalem im Zentrum (13. Jh.)

Bauten nicht nur weitgehend unverändert für ihre gottesdienstlichen Zwecke „adoptierten“, sondern sie auch programmatisch in die christliche Heilige Stadt einbezogen, wie sich etwa an analogen architektonischen Gestaltungen von Tempelbergtoren und Kirchentoren ablesen lässt, die Anfangs- und Endpunkte von Prozessionswegen waren. Die Kreuzfahrer hoben damit den Anspruch auf die Einzigkeit des christlichen Heiligtums, der Anastasis-Kirche, auf – es gab nun zwei Heiligtumsbereiche: den Tempelberg, der – unter vollständiger Ausblendung der 400jährigen islamischen kultischen Nutzung – mit der alttestamentlichen Heilsgeschichte verbunden wurde, und den Ort der Passion und Auferstehung Jesu, die Anastasis. Diese nun als Grabeskirche bezeichnete byzantinische Kirche ist in der unteren Bildhälfte ganz analog zur al-Aqsa-Moschee bzw. dem Templum Salomonis dargestellt: Auch hier steht – rechts – eine Basilika einem Rundbau – links –, nämlich der Grab-Rotunde, gegenüber.

Die Karte ist nicht zu trennen von einer umfassenderen Religionspolitik der Kreuzfahrer, der sich die Prominenz Jerusalems in der „westlichen Öffentlichkeit“ überhaupt erst



Abb. 3: Karte von Jerusalem nach der muslimischen Rückeroberung

verdankt, vermittelt vor allem durch die nun zahlreich werdenden neuen Weltkarten, der *mappae mundi*, die Jerusalem als Mittelpunkt der Ökumene darstellen (s. Abb. 2).

Nach den Kreuzfahrern: Das mam-lukische Jerusalem – ein großer Gedächtnisort

Man nimmt daher die Vorstellung von einem insgesamt christlichen Jerusalem leicht für selbstverständlich. Da die Kreuzfahrerherrschaft in der langen Geschichte der Stadt politisch aber nur eine Episode war, war auch ihre „Inklusionspolitik“ nur ein Intermezzo. Nach ihrem Abzug kam der Tempelberg wieder außerhalb des christlichen Jerusalem zu liegen (s. Abb. 3). Nicht nur erhielten nun die muslimischen Heiligtümer ihre Funktionen zurück, im Zuge der Wiederbesiedlung entstand ein islamisches Jerusalem mit Pilger-Hospizen, Mausoleen, Medresen und anderen Stiftungen. Vor allem hatte Saladins *djihad*, sein Religionskrieg, einen heroischen Jerusalem-Mythos gestiftet, der von nun an der Stadt eine universal-islamische Signifikanz verlieh. Das muslimische Jerusalem, topographisch etwa das östliche Drittel der Stadt einnehmend, nach



Abb. 4: Al-Aqsa-Areal mit seinem Zentrum Felsendom

1187 langsam wieder besiedelt, wurde mit seinen in der Mamlukenzeit (1250-1516) errichteten oft monumentalen religiösen Stiftungen – die noch heute um den Tempelberg herum das Straßenbild prägen – zu einem Anziehungspunkt für Fromme, Gelehrte wie Mystiker, aus der weiteren islamischen Welt. Nicht nur mamlukische Würdenträger, auch prominente Fromme aus der iranischen Welt ließen sich in Jerusalem an den Zugangsstraßen zur Al-Aqsa, besonders der Bab al-Silsilah-Straße, bestatten, eingedenk der dereinst von Jerusalem ausgehenden Auferstehung der Toten. Die Inschriften ihrer Mausoleen sprechen vom Bewusstsein des Todes als Baumotiv, etwa: „Jede Seele wird den Tod schmecken“, Koran 3:185, und bringen damit ein etwa 1000 Jahre früher einmal (Mt 16:18, Mk 9:1) von Jesus in einen apokalyptischen Ausspruch eingebettetes Bild in Erinnerung. Die aus diesen Mausoleen kontinuierlich auf die Straßen schallenden Koranrezitationen ermöglichten eine Kommunikation mit

den Lebenden, indem die zur al-Aqsa eilenden Frommen das Gehörte mit einer Segensformel auf den Stifter beantworten konnten. Die religiöse Prägung der Stadt nahm ältere Praktiken wieder auf: Die Bab-al-Silsilah-Straße liegt über dem alten Zugangsweg zum jüdischen Tempel auf dem die antiken Frommen zu ihrem Heiligtum eilten, ihrerseits mit Schriftversen, Aufstiegspsalmen, auf den Lippen.

Aber nicht nur geistlich, auch real-sozial waren die „Vorgänger“ jetzt wieder präsent: Jerusalem stand wieder Juden, rabbinischen wie karäischen, offen. Neben den byzantinischen Christen, die mit der Anastasis einmal die Grundlage für das christliche Jerusalem gelegt hatten, wurden ab dem 14. Jh. auch lateinische Christen ansässig, die einen lebhaften Pilgerbetrieb entwickelten. Mit dem Ende der Kreuzfahrerzeit brach die monolithisch-christliche Struktur auf – es entwickelte sich ein von drei Religionen besetztes Jerusalem.



Abb. 5: Der Fels im Innern des Felsendoms



Abb. 6: Der Kettendom

Die Neudeutung des Haram mit seinem Zentrum Felsendom als eschatologischer Schauplatz (s. Abb. 4)

Doch wenn die Macht auch wieder in Händen der Muslime lag, so war doch die Selbstverständlichkeit ihrer religiösen Präsenz erschüttert; das neue Jerusalem musste zur Anwerbung neuer Bewohner ideologisch erst beworben werden. Vor allem mussten die nun von den Spuren der Kreuzfahrer gereinigten Heiligtümer, da sich mit ihnen nicht – wie mit der Kaaba in Mekka – besondere religiös verbindliche Riten verbanden, an ihrem Ort, dem jüdischen Tempelberg, von neuem legitimiert werden. Dies geschah durch die Umdeutung des gesamten Areals in einen großen Schauplatz endzeitlicher Ereignisse. Der Fels im inneren des Felsendoms, *al-sakbra* (s. Abb. 5), war bereits bei der Errichtung des Baus als *omphalos mundi*, als der Ort des Anfangs, von dem Gott nach seiner Schöpfung wieder zum Himmel aufgefahren war, geehrt worden, er war komplementiert

durch den östlich neben ihm stehenden „Kettendom“, *qubbat al-silsilah* (s. Abb. 6), benannt nach den Ketten, an denen am Ende der Zeit die Waagschalen des Gerichts hängen würden.

Diese frühen und zentralen Bauten wurden nun komplementiert durch kleinere Erinnerungsbauten, nicht nur an den endzeitlich erwarteten Khidr, sondern auch an die Propheten-Himmelsreise, die als Krönung seiner visionären Ortsversetzung von Mekka nach Jerusalem vom Tempelberg ausgegangen war. Das Osttor, ein Doppeltor, trug nun die Namen *Bab al-Rahma*, „Tor der Barmherzigkeit“, und *Bab al-Tauba*, „Tor der reumütigen Umkehr“. Das größte Doppel-Westtor hieß *Bab al-Silsilah* (Tor der Gerichtsketten) und *Bab al-Sakina*, „Tor der göttlichen Präsenz“, der *Shekhina*, die einer rabbinischen Tradition zufolge – entgegen Ezechiel – doch nicht mit der Tempelzerstörung die Stadt verlassen hatte, sondern an der Westmauer verharrte. Ein zeit-enthobenes Szenario entstand, in dem auch die jüdisch mit dem Tempelberg eng verbundenen als Propheten verehrten David und Salomon durch einen Gebetsraum geehrt wurden. Die ererbte Benennung des Gesamt-Areals mit *al-Aqsa*, fasst die Sinngebung zusammen: Der Tempelberg ist das „fernere“, zwischen Himmel und Erde oszillierende Heiligtum.

Die Anastasis als monumentaler Tempelstellvertreter

Auch die Anastasis steht – trotz ihrer lokalen Ferne – in der Tempeltradition. Sie steht am höchstgelegenen Punkt der Stadt, an der Stelle eines von Hadrian als Zentrum seiner römischen Stadt Aelia Capitolina errichteten Tempels. Mit seiner Orts-



Abb. 7: Madaba-Karte, Ende 6. Jh.s, auf der der Tempelberg fehlt; Foto © wikipedia

wahl für die zentrale Kirche stand ihr Gründer, Kaiser Konstantin, noch ganz in der imperial-römischen Tradition, auch wenn es bei dem 335 geweihten Bau zuerst und vor allem um das Jesus-Gedenken ging, für das mit der Kreuzauffindung durch Konstantins Mutter Helena ein unbestreitbarer, konkurrenzloser Ort gefunden war.

Zusammen mit dem von Hadrian konzipierten Stadtplan der Colonia Aelia Capitolina (138), mit dem Heiligtum im Zentrum wurde zugleich die anti-jüdische Politik der Römer übernommen. Die neue Kirche, die den Tempel beerbt, steht, wie die Madaba-Karte aus dem Ende des 6. Jahrhunderts zeigt (s. Abb. 7), auf dem Platz des römischen Tempels, deutlich entfernt vom Tempelberg.

Der Tempelberg bleibt dagegen leer, nach einigen Berichterstattungen ist er in byzantinischer Zeit ein verwahrlostes Gelände. Diese Leere – zunächst Resultat einer militärischen Aktion, dann auch als Zeichen – für den Fall der Juden aus Gottes Gunst und damit aus der relevanten

Geschichte verstanden – sollte über die Jahrhunderte mehrmals zu einer theologischen Herausforderung werden.

Der christlichen Exklusion des Tempels aus dem Stadtbild entspricht – von den Christen lange unbeachtet – auf jüdischer Seite eine messianische Erhöhung der Tempelerinnerung. Im täglichen Gebet wird die Erwartung eines neuen David zum Ausdruck gebracht, so heißt es in der 15. Berakha:

Nach Jerusalem deiner Stadt kehre in Barmherzigkeit zurück
und nimm deinen Wohnsitz in ihr,
wie du verheißten hast
und erbaue sie bald, in unseren Tagen
zu einem ewigen Bau.
Und den Thron Davids richte bald in ihr auf.
Gepriesen seist du Herr, der Jerusalem aufbaut!

Das steinerne Gebäude des physischen Tempels hat der utopischen Vorstellung von einem wieder zu errichtenden Thron Davids Platz gemacht, sein Bild ist ein „Stellvertreter“ des Temples.



Abb. 8: Relief auf der linken Innenseite des Titus-Triumph-Bogens in Rom (Reproduktion);

Foto © Rainer Stuhlmann

Maria als „beseelter Tempel“

Auch auf christlicher Seite geht es nicht nur um Konkretes. Dass der Tempel durch die Kirche „ersetzt“ wird, bedeutet nicht einfach einen Wechsel der Institution oder die Verlegung des Kultbaus. Vielmehr geht es um eine radikale Umdeutung, denn anstelle der Opferriten ist nicht nur – wie in der Synagoge – die Gottesverehrung im Wort getreten, sondern auch die Feier der einzigartigen Erneuerung durch die Inkarnation. Hierzu wird allegorisch der Tempel – Behältnis der Präsenz Gottes – mit derjenigen biblischen Person gleichgesetzt, die selbst Behältnis der Präsenz Gottes, des Logos, gewesen war: mit der Jungfrau Maria. Sie wird seit dem 5. Jh., anerkannt in den großen Konzilien, als die Gottesgebälerin gepriesen. Wenn ihr Leib Tempel ist, so ist das Osttor, das sich nach Ezechiel 44.1-3 nur für den „Fürsten“ öffnen wird, ihr jungfräulicher Schoß, der sich erst für den Messias geöffnet hat. Schon die älteren Kirchenväter wie Hieronymos (3. Jahrhundert) und Ambrosius (4. Jahrhundert), hatten Maria zu einer Allegorie der Kirche

als neuer Tempel erhoben, indem sie eine Verbindung ihres Körpers zum verschlossenen von Ezechiel thematisierten Osttor des Tempels herstellten: Ihre Jungfräulichkeit zählte hier nicht mehr nur zur Legitimation der Herkunft Jesu gegenüber Zweiflern, sondern war theologisch zu einem Zeichen der mit ihr erfüllten Ezechiel-Prophezeiung geworden. Die in ihr personifizierte Kirche ist insofern eine neue „Verkörperung“ des Tempels. Diese Präsenz des „beseelten Tempels“ in der Jungfrau Maria, ist auch für die Anastasis vorauszusetzen, wenn auch erst 543 von Justinian eine monumentale Kirche, die „Nea“, am Südende des Cardo, in unmittelbarer Nähe des unbebaut belassenen Tempelbergs errichtet wird. Die Dedikation der Tempel-nahen Kirche zusammen mit der Stiftung des Festes der „Darstellung Marias im Tempel“ am 21. November, ist eines von mehreren sprechenden Zeugnissen für die „Vertreter-Vorstellung“. Denn was sich architektonisch in dem justinianischen Bau der Nea-Kirche manifestiert, gilt auch für andere Kirchen, es ist explizit gemacht bereits in mehr als 100 Jahre älteren

hoch-pathetischen Hymnen, versammelt im Akathistos Hymnos, die Maria als „beseelter Tempel“, *empsychos naos* preisen, und sie dabei detailliert mit der Ausstattung des Tempels in Verbindung bringen: Sie wird vorgestellt als „Stiftszelt Gottes und des Logos“, *skene tou theou kai logou*, als „goldenes Tabernakel des Geistes“, *kibotos chrysotheisa tou pneumatos*, als „größer als das Allerheiligste“, *hagia hagian meizon*. Sie „enthält“ in sich als das „Allerheiligste, den Logos“, *pan-ton hagian hagiota-ton logon*, so wie der israelitische Tempel die Shekhina, die Einwohnung Gottes, „enthält“. Mit ihr wurden die einst profanierten Kultgegenstände, die bei der Zerstörung des Tempels verschleppt worden waren, auf spirituelle Weise restituiert (s. Abb. 8).

Man kann also von zwei Stellvertretern des Tempels sprechen, die beide mächtige Ideologien hervorbrachten: jüdischerseits der von einem Thron Davids in Jerusalem beherrschte Messianismus, christlicherseits ein durch die Marien-Allegorie gestütztes Bild der Kirche.

Der Fels, Zentrum der *masdjid al-Aqsa*, des „spirituellen Tempels“

Während die christlichen Kirchenbauten entweder entfernt vom Tempelberg, oder doch nur – wie die Nea – angrenzend an ihn lokalisiert sind, stehen die islamischen Heiligtümer auf dem Tempelberg selbst. Nach der Einnahme Jerusalems war bald mit der Bereinigung des verwahrlost vorgefundenen Terrains des Tempelbergs begonnen worden, nach einigen provisorischen Strukturen wurde 691 der Felsendom und 705 die dazugehörige Basilika-Moschee fertiggestellt. Damit wurde nach 600 Jahren der Ausgrenzung aus dem Stadtganzen der Tempelberg, wieder zu einem wichtigen Teil



Abb. 9: Inschrift über der inneren Arkade des Felsendoms; Foto © privat

der Stadt und als Heiligtum wieder sakralen Zwecken zugeführt. Diese Entwicklung markiert den Höhepunkt einer sukzessiven Integration Jerusalems in die sich herausbildende islamische Religionskultur.

Denn diese Integration hat eine Vorgeschichte: Dem militärischen Durchbruch, dem Sieg über die Byzantiner, waren langwierige kriegerische wie auch religiös-ideologische Auseinandersetzungen vorausgegangen, in denen Jerusalem einen besonderen Platz einnahm. Jerusalem, symbolischer Mittelpunkt des östlichen Christentums, war während der andauernden Kriege zwischen Byzanz und den pro-jüdischen persischen Sassaniden im siebten Jahrhundert eine politische Bedeutung zugewachsen: als Schauplatz der endzeitlichen Apokalypse. Sie schien 614, als Jerusalem dem byzantinischen Reich durch die Sassaniden entrissen wurde, unmittelbar bevorzustehen. Zeitgenossenberichte sprechen von Massenermordungen christlicher Einwohner, dem Niederbrennen von Kirchen und der Verschleppung der Reliquie des Heiligen Kreuzes. Spätestens von nun an war die christliche Welt erfüllt von Endzeiterwartungen, mit ihren aus der Apokalypse bekannten Bildern von Kämpfen zwischen den Mächten von Licht und Finsternis. Da die Sassaniden die Juden favorisierten, flammten in jüdischen Kreisen, die sogar mit dem Tempelwiederaufbau begonnen hatten, messianische Hoffnungen wieder auf - Reflexe dieser apokalyptischen Wellen zeichnen

sich im Koran deutlich ab. Die berühmte „Nachtreise des Propheten nach Jerusalem“, *al-isra*, eine visionäre Ortsversetzung von Mekka auf den Tempelberg, kann als eine Einbringung der neuen Gemeinde in die Debatte um die Bedeutung Jerusalems verstanden werden. Es heißt in Koran 17:1

*subhana lladhi asra bi-aabdihi lailan
mina l-masdjidi l-harami ila l-masdjidi l-Aqsa
alladhi barakna haulahu
li-nuriyahu min ayatina
innahu huwa l-sami'u l-'alim.*

„Gepriesen sei, der seinen Diener nachts ausziehen ließ
von der heiligen Gebetsstätte zur fernen Gebetsstätte,
die wir ringsum gesegnet haben,
um ihm von unseren Zeichen zu zeigen,
Er ist der Hörende, der Wissende.“

Das Ziel dieser visionären Reise, *al-masdjid al-Aqsa*, „das fernere (oder fernste) Heiligtum“, ist offenbar ein nicht-irdischer Ort, der aber lose mit dem Heiligen Land, „das wir ringsum gesegnet haben“, verbunden ist. Angesichts des längst feststehenden Ranges Jerusalems und seines Tempels als *axis mundi*, darf man sich *al-masdjid al-Aqsa* als zwischen Himmel und Erde oszillierend vorstellen. - Muhammads visionäre Reise, typologisch Moses Aufstieg zum Berg Sinai entsprechend, markiert einen Wendepunkt in seiner prophetischen Erfahrung, der ihm den Blick auf ein nicht mehr räumlich begrenztes Heiligtum, eine „un-räumliche Anbetungsstätte“, *masdjid*, eröffnet. *Al-masdjid al-Aqsa* wird für die Folgezeit 10 Jahre lang, bis ins Jahr zwei der

Hidjra/624 das spirituelle Heiligtum der Gemeinde, anerkannt als ihre *qibla*, das Ziel ihrer täglichen Gebete.

Der Felsendom – Selbstzeugnis der „Gemeinde der Mitte“

Doch steht der Felsendom, das Zentrum des *masdjid al-Aqsa*, nicht nur - durch seine Ortslage - mit dem jüdischen Tempel, sondern durch seine Ausstattung auch mit der Anastasis in Verbindung, in diesem Fall sogar „im Gespräch“. Der Bau ist architektonisch Zeuge seiner Zeit. Mit seiner für byzantinische Gedächtnisbauten charakteristischen oktagonalen Form, konkret aber mit seiner Mosaikverkleidung – ursprünglich auch der Außenfassaden - und seiner exakten Übernahme der Maßstäbe des Kuppeldurchmessers von dem über der Grabesrotunde tritt er in ein Gespräch mit der Anastasis ein. Dieses Gespräch wird im Inneren des Baus weitergeführt, wo eine Inschrift - von 280 m Länge, bestehend fast ausschließlich aus Koranversen - den vor Ort verehrten Gott-Gesandten Jesus mit Muhammad auf Augenhöhe stellt (s. Abb. 9). Strittige Glaubensmeinungen kommen auch zur Sprache, insgesamt aber wird die Absicht verfolgt, beide großen Propheten miteinander auf Augenhöhe zu stellen: Jesus wird – wie Muhammad - als „Diener Gottes“ vorgestellt, um auch Muhammad mit der Jesus eignenden Nähe zur Transzendenz auszustatten, wird der einzige hier einschlägige Koranvers mehrmals zitiert: Koran 33:28 „Gott und die

Engel beten über dem Propheten, Ihr Gläubigen, betet auch über ihm und wünscht ihm Heil“, d.h. erwähnt ihn mit der Eulogie „Gott bete über ihm und gebe ihm Heil“, *salla llahu `alaihi wa-sallam*.

Der Vers stammt bereits aus der medinischen Wirkungszeit des Propheten – seit 622 – in der Mekka mit seiner Kaaba, dem *bait al-haram*, zur neuen Gebetsrichtung erhoben wurde (624). Der Reformschritt, der Verzicht auf das „Fernere Heiligtum“, *al-masdjid al-Aqsa*, stieß bei vielen auf Ablehnung. Er musste durch eine neue „Berufung der Gemeinde“, Koran 3:185: „Gott ist der Osten und der Westen. So haben wir euch zu einer Gemeinde der Mitte/der Vermittlung erhoben“, erträglich gemacht werden. In diesem Sinne lässt sich auch die Wahl gerade des Tempelbergs, nicht der schon vorhandenen Anastasis-Kirche durch die muslimischen Eroberer verstehen: Nicht die Stätte des erfüllten christlichen Messianismus, noch die des auf Erfüllung wartenden jüdischen Messianismus soll das islamische Heiligtum beherbergen, es soll vielmehr „vermittelnd“ auf dem umstrittenen Terrain zwischen beiden Ideologien, dem profanierten Tempelberg stehen, der damit wieder zu einem Heiligtum belebt wird. Seine Bebauung mit einem der meist-gefeierten Gebäude der Spätantike konnte endlich die bis dahin so lange hingegenommene Schande bedecken: die Verwahrlosung und Exklusion desjenigen Ortes beenden, an dem der bedeutendste monotheistische Tempel der Antike gestanden hatte. Der Ort wurde dadurch nicht nur zu einem der neuen islamischen Religion dienenden Tempel-Stellvertreter, sondern zu einem Heiligtum, das – wie die Kreuzfahrergeschichte lehrt, auch den anderen Religionen ästhetisch als Kultensemble einleuchten konnte.



Abb. 10: Die Himmelsreise des Propheten

Die umajjadische Tempelvorstellung war allerdings nicht historisch, sondern kosmisch orientiert. Was der Bau nicht sein wollte, war ein salomonisches Heiligtum, geschweige denn ein Thron Davids. Zwar gab es Spuren eines Throns auf dem Berg, erkennbar in der Gestalt des Felsens, jedoch keinen für einen Messias, sondern den mythischen Thron oder doch Fußschemel, von dem aus Gott, nach der Vollendung seines Schöpfungswerks wieder zum Himmel aufgestiegen war, eine schon jüdische Vorstellung, die sich an Jes. 66.1 anlehnt. Der Fels ist nicht Ort eines utopischen Ereignisses, sondern ein protologisch konnotierter Ort, dessen eschatologische Signifikanz von den Mamluken nicht erst entdeckt zu werden brauchte. Der Fels ist der *omphalos mundi*, durchlässig zur unteren wie zur oberen Welt.

Es überrascht daher nicht, dass die „Nachtreise des Propheten“, das in Q 17.1 erwähnte *isra'*, in der späteren Tradition konkret mit dem Fels verbunden wurde und als wunderbarer Aufstieg, als *mi`radj*, Muhammads in der himmlische Jerusalem verstanden

wurde, wo ihm das Gebot der fünf täglichen Gebete für seine Gemeinde auferlegt wurde (s. Abb. 10). In dieser vor allem ikonographisch aber auch durch allegorische Deutungen weitverbreiteten Erzählung ist der Prophet und damit der Islam untrennbar mit Jerusalem verbunden.

Die „Tempelstellvertreter“ heute

In Jerusalem wird heute zu nicht weniger als drei Anlässen des Tempels jeweils repräsentiert durch einen „Stellvertreter“, gedacht: Zum einen zum islamischen Opferfest: Der Felsendom ist immer wiederkehrendes Motiv von Graffiti an den Hauswänden des muslimischen Viertels, die die von der Wallfahrt heimkehrenden Mekkapilger ehren wollen (s. Abb. 11). Hier finden sich unter dem koranischen Motto *Wa-li-llahi `ala l-nasi badjdju l-bait mani stata `a ilayhi sabila*: „Die Menschen schulden Gott die Wallfahrt zum Tempel, bait, wer immer dazu imstande ist“ drei Heiligtümer abgebildet: die Kaaba, die Moschee von Medina und der Felsendom.

Obwohl *bait* sich im Koranvers auf die Kaaba in Mekka bezieht, die in der Mitte des Graffiti-Panels steht, evoziert das arabische Wort *bait* doch das hebräische *bayit*, die Bezeichnung für den Jerusalemer Tempel. In der Tat ist auch eines der drei Bauwerke auf dem Panel dasjenige auf dem Jerusalemer Tempelberg, der Felsendom. Das dreiteilige Bild dokumentiert die im Islam erfolgte Ausdifferenzierung des Heiligtumsbegriffs: Am Ende steht nicht nur „ein Tempel“, sondern drei: die Kaaba, der Felsendom, d.h. *al-masdjid al-Aqsa*, und Medina. Diese triadische Vorstellung geht auf den Propheten selbst zurück, der in einem Hadith dekretiert hatte:



Abb. 11: Bild-Schrift-Panel zur Ehrung von Mekka-Heimkehrern an einer Jerusalemer Hauswand

„Nur zu drei Heiligtümern sollt ihre eure Reittiere satteln: zur Heiligen Moschee, zu meiner Moschee und zur Fernen Moschee, *al-masdjid al-Aqsa*“.

La yushaddu l-rihal ila ila thalathati masadjidi:

ila l-masdjidi l-haram, ila masdjidi badha wa- ila l-masdjidi l-Aqsa.

Vis-à-vis dem einen Tempel im Judentum und dem einen Neuen Tempel, der Anastasis, im Christentum erscheint die Verdreifachung des Heiligtums auf unserem *Hadjdj*-Panel wie ein Gegenprogramm. Die drei Manifestationen des Heiligen sind hier gewissermaßen örtlich ausdifferenziert: Die kultisch-rituelle ist an Mekka, die politisch-identitätsgeschichtliche an Medina und die liturgisch-spirituelle an Jerusalem gegangen.

Lange vor der Institutionalisierung des *Hadjdj al-bait*, der auch in Jerusalem mitgefeierten Pilgerfahrt zum mekkanischen „Tempel“, *bait*, wurde der erste und wohl älteste Tempel-Gedenktag festgesetzt, der jüdische neunte Av, *Tesha' be-Av*, das Gedächtnis der Tempelzerstörung, die einzige Gelegenheit, zu der in byzantinischer Zeit Juden die Stadt betreten durften, ein Tag der Klage,

die zumeist an der Kotel, der Westmauer, abgehalten wurde, und die in zahlreichen synagogalen Gesängen festgehalten ist. Er ist die Kehrseite, das diametral andere Gegenstück zum christlichen Fest der Hypsosis, der Kreuzerhöhung, gefeiert am 14. September, die an die Weihe der Anastasis, des „Neuen Tempels“ im Jahr 335 erinnert. Der seinem Anspruch nach in der Nachfolge des Tempels stehende Ort nahm wichtige Tempeltraditionen in sich auf, vor allem den Prototyp allen Opfers, Abrahams Darbringung seines Sohnes. Die beiden in einem dialektischen Verhältnis stehenden Feiertage werden bis heute in nächster Nachbarschaft, zeitlich und örtlich, gefeiert. Gelegentlich koinzidiert auch das vor Ort mitgefeierte *Hadjdj*-Abschlussfest, die Rückkehr der Pilger von ihrem physischen mekkanischen Heiligtum zu ihrem spirituellen Heiligtum auf dem Tempelberg, dem *masdjid al-Aqsa*, zumindest zeitnah mit ihnen. ■

Angelika Neuwirth ist eine deutsche Geistes- und Kulturwissenschaftlerin. Sie war Universitätsprofessorin und Inhaberin des Lehrstuhls für Arabistik an der Freien Universität Berlin.

Neuer Termin für die Gemeindeversammlung

Unsere Gemeindeversammlung findet in diesem Jahr am 21. Juni im Anschluss an den Gottesdienst im Kreuzgang der Propstei statt.

Alle Gemeindeglieder sind ganz herzlich dazu eingeladen.



Frank Foerster

»Jerusalem im Herzen«

Der Jerusalemsverein zu Berlin

EDITION AUGUSTE VICTORIA 5



Ein Gespräch zwischen Inschriften?

Felsendom und Geburtskirche im Dialog

von Georg Röwekamp

„Dialoge“ zwischen Gebäuden unterschiedlicher Zeiten haben in Jerusalem Tradition. Eines der eindrucksvollsten und bekanntesten Beispiele – die Antwort der Muslime auf den Anastasiskomplex der Christen in Form der Gestaltung des Haram asch-Scharif – beschreibt Angelika Neuwirth in diesem Heft (vgl. S. 10-17). Dass auch die Kreuzfahrer diese „Fremdsprache“ schnell erlernt haben, ist weniger bekannt. Dabei ist z.B. die Gestalt des neuen Portals der Grabeskirche nur verständlich, wenn man es als Antwort auf das Goldene Tor des Tempelplatzes liest: Das dortige Doppeltor galt in der Kreuzfahrerzeit als dasjenige, durch das Jesus am Palmsonntag als bejubelter „König“ eingezogen war. Und die beiden Türen der Grabeskirche (die so gar nicht zu sonstigen dreiteiligen Kirchenportalen der gleichen Zeit passen) führen nun zu dem Ort, wo Jesus als dornengekrönter „König“ gekreuzigt und begraben wurde. Gleichzeitig macht diese „Antwort“ deutlich, dass die Grabeskirche für die Christen dadurch zum „neuen Tempel“, zum neuen Mittelpunkt der Erde wurde.

Ich persönlich höre und lese auch aus den kürzlich wunderbar restaurierten Mosaiken der Bethlehemer Geburtskirche ein Stück Dialog über die Jahrhunderte hinweg heraus. Denn neben den wunderbaren Darstellungen aus dem Leben Jesu (Einzug in Jerusalem, Begegnung mit dem Apostel Thomas, Himmelfahrt) finden sich auf den beiden Wänden des Hauptschiffes sechs bzw. sieben Architekturdarstellungen, in die län-

gere Mosaikinschriften eingefügt sind. Diese Inschriften beziehen sich auf sechs frühchristliche Synoden und die sieben ökumenischen Konzilien. Auf diesen Kirchenversammlungen (angefangen mit der Synode von Karthago im Jahr 251 über das erste Konzil von Nizäa bis zum zweiten Konzil am selben Ort 787) wurde die christliche Lehre, insbesondere bezüglich der gottmenschlichen Natur Jesu Christi, definiert. Die Synodendarstellungen auf der Nordseite sind zum einen unterbrochen durch die Abbildung eines edelsteinbesetzten Kreuzes in der Mitte (das übrigens den Kölner Künstler Paul Nagel inspiriert hat, der 1996 das neue Kreuz auf der kleineren Kuppel der Grabeskirche gestaltet hat und somit den Dialog der Kirchen fortgesetzt hat). Zum anderen finden sich Darstellungen von Kandelabern, die so sehr vergleichbaren Darstellungen im omajjadischen Felsendom von Jerusalem ähneln, dass man lange Zeit gedacht hat, die Konzilsdarstellungen in Bethlehem stammten aus der gleichen Zeit, d.h. aus dem 8. Jh. Inzwischen ist aber nachgewiesen, dass sie Teil der „ökumenischen“ (d.h. von Lateinern und Griechen gemeinsam durchgeführten) Neugestaltung der Kirche im 12. Jh. sind. Und es bleibt die Frage, warum man diese ungewöhnliche Form der Konzilsdarstellung gewählt hat – normalerweise ähneln sie den ostkirchlichen Pfingstbildern, bei denen die Konzilsväter im Halbkreis um einen Altar sitzen.

Und hier setzt meine Überlegung an: Könnte es nicht sein, dass die Künstler auch hier einen Dia-

log mit einem früheren Bau führen wollten, und zwar mit dem Bau, an den die Kandelaber-Mosaiken erinnern? Denn ein wichtiges Element der Mosaikausstattung im Innern des Felsendoms sind ebenfalls Inschriften! Und zwar nicht einfach Bauinschriften, die den Bauherrn und das Baujahr verewigen, sondern solche, die ein Gespräch mit den (christlichen?) Besuchern darstellen. So heißt es in der ersten dieser Inschriften, die gleichzeitig die ältesten erhaltenen schriftlichen Fassungen von Texten des Koran sind:

„Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes. Es gibt keinen Gott außer Gott allein; er hat keinen Teilhaber. Sag: Er ist Gott, ein Einziger, Gott, der Souveräne. Er hat weder Kinder gezeugt, noch ist er (selber) gezeugt worden. Und keiner kann sich mit ihm messen.“

In Bethlehem dagegen heißt es in der Inschrift über das Konzil von Nizäa, die wie die anderen einem sogenannten Konzilskompodium entnommen ist:

„Das heilige Konzil setzte fest und bekannte, dass der eingeborene Sohn und das Wort Gottes, durch das alles geworden ist, gleich ewig und wesensgleich mit dem Vater ist, gezeugt und nicht geschaffen.“

Dabei steht dieser Text, der Christus als Sohn Gottes bekennt, zugleich über der menschlichen Ahnenreihe Jesu: Ganz im Westen beginnend, war hier sein Stammbaum dargestellt, wie ihn Matthäus an den



Die Geburtskirche in Bethlehem;
Foto © Christoph Müller



Mosaik in der Geburtskirche; Foto © Katharina Palmberger.



Mosaik im Felsendom; Foto © privat



Der Felsendom inmitten der Altstadt;
Foto © Roland Rosenbaum

Anfang seines Evangeliums stellt – die letzten sieben dieser Vorfahren sind noch erhalten.

Eine bewusste Antwort auf die Texte im Felsendom, den die Kreuzfahrer als Templum Domini (Tempel des Herrn) bezeichneten und in eine Kirche umgewandelt hatten, war das natürlich nur, wenn die Auftraggeber der neuen Mosaik in Bethlehem diese alten Inschriften (die sie anscheinend nicht verdeckt hatten) gelesen und verstanden haben. Dafür gibt es keine direkten Zeugnisse. Aber auch

wenn nicht – bemerkenswert bleibt es, dass die byzantinischen Künstler nur in Bethlehem diese Form der Konzilsdarstellung wählten und so den ersten „Wohnort“ des Gottessohnes in eine Beziehung setzten zu dem Ort, wo Gott zuvor seinen Namen wohnen lassen wollte, wie die Bibel Salomo in seinem Weihegebet des Tempels sagen lässt (vgl. 1 Kön 8,29). Im Glauben aller drei Religionen bildet er den Ausgangspunkt einer Art Weltenachse, die Himmel und Erde verbindet. Nicht umsonst war der heilige Felsen für die Kreuz-

fahrer auch der Stein, auf dem Jakob von der Himmelsleiter träumte, auf der Engel auf und nieder steigen – so bezeugt es eine später, unter Saladin, wieder entfernte lateinische Inschrift im Felsendom. ■

Georg Röwekamp war lange Jahre Geschäftsführer von „Biblische Reisen“. Heute ist er der Repräsentant des Heilig-Land-Vereins in Jerusalem.

Die Sprache der Musik

Verstehen wir, was wir hören?

von Hartmut Rohmeyer

Dienstags vor der Chorprobe kommt es zuweilen zu einem Gespräch zwischen einer der Chorsängerinnen und mir. Sie kommt immer recht früh und wir haben Zeit über dies und das zu plaudern. Sie lebt von Geburt an in Jerusalem, ihre Vorfahren konnten rechtzeitig aus Deutschland fliehen.

Manchmal sprechen wir über die Versuche sich zu verständigen, zwischen Israelis und Palästinensern, zwischen Juden und Christen und Muslimen. Zuweilen sprechen wir über die allgemeine Lage und die Sorgen, welche die Menschen umtreiben. Einmal fragte ich sie: „Wie viele Sprachen sprichst Du eigentlich?“ Denn ich bewundere die Menschen hier im Lande, die Art und Weise, wie sie mit verschiedenen Sprachen umgehen und sich in fast jeder Situation verständlich machen können. Sie antwortete: „Ich spreche natürlich Hebräisch und Englisch, und die Sprache meiner Eltern, Deutsch, obwohl ich davon viel vergessen habe. Dann kann ich mich auch ganz gut in Französisch und Russisch verständigen, Arabisch müsste ich besser sprechen, deshalb besuche ich gerade einen Kurs.“ Nach der Aufzählung all dieser Sprachen fügte sie mit einem verschmitzten Lächeln hinzu: „Und natürlich kenne und verstehe ich die Sprache der Musik.“ Ich schaute verdutzt und sie insistierte und sagte: „Natürlich ist die Musik auch eine Sprache.“

Ja, auch die Sprache der Musik dient zur Verständigung und verbindet Menschen, welche sich in ihr ausdrücken können und ermöglicht

ihnen, miteinander in Kontakt zu treten.

Doch dass es auch kompliziert sein kann, sich in einer gemeinsamen Sprache zu unterhalten und zu verständigen, hat jeder von uns schon erlebt. Nicht immer meinen zwei Menschen bei einem Wort das Gleiche. Und so ist es auch in der Musik. Die Fülle der Deutungen von Klang, Rhythmus, Melodie, Artikulation ist groß und steht häufig im Ermessen der Ausübenden, vom sogenannten „Geschmack“ ganz zu schweigen. So kann es also auch beim Kommunizieren in der Sprache der Musik zu Missverständnissen und Disharmonie kommen.

Die vielfältigen Regeln und Geheimnisse, auf welchen die Welt der Musik basiert, zu erläutern, ist hier nicht der Platz. Doch müssen wir uns vor Augen halten, dass die Gesetze der Sprache, der Redekunst, der Rhetorik, auch die Gesetze der Musik sind.

Die Bedeutung der Redekunst stand seit den Zeiten der Antike in hohem Ansehen. Das ist durch viele Schriften belegt und hat sich in Mitteleuropa insbesondere in der Zeit des 16.-18. Jahrhunderts, selbst noch im 19. Jahrhundert, in großartiger Weise künstlerisch niedergeschlagen. Die Dichter und die Komponisten dieser Zeit waren gleichermaßen alle in der Kunst der Rhetorik bestens geschult. Die bedeutenden Werke der europäischen Musik, stellvertretend sei der Name des Leipziger Thomaskantors Johann Sebastian Bach genannt, hätten ohne das Wissen ihrer

Schöpfer über die Geheimnisse und Gesetze der Rhetorik, nicht entstehen können.

In Jerusalem können wir die Sprache der Musik und die Kraft, welche sie ausströmt, besonders in den vielfältigen Gottesdiensten der verschiedenen Konfessionen erleben.

Wir können sie hören von den Türmen mit ihren Glocken, mit ihren Gebetsgesängen. Besonders intensiv können wir ihre Vielfalt in den Gottesdiensten bei der ökumenischen Gebetswoche zu Beginn jedes Jahres mitfeiern. Wir können dabei spüren, wie dicht Musik und Gebet zu einer untrennbaren Einheit verwoben sind und mit ihrer liturgischen Kraft die Konfessionen definieren und zugleich untereinander verbinden.

Für mich bleibt der Schatz der Äußerungen Martin Luthers zur Musik eine Fundgrube und ein Lernfeld zum täglichen Besinnen über das eigene Tun. So sagt er:

„Ich wollte von Herzen gern diese schöne und köstliche Gabe Gottes, die freie Kunst der Musica, hoch loben und preisen. Weil diese Kunst von Anfang der Welt allen Kreaturen von Gott gegeben und von Anfang mit allen geschaffen ist, denn da ist mitnichten nichts in der Welt, das nicht ein Schall und Laut von sich gebe.“

Und an anderer Stelle setzt er hinzu:

„Denn wir wissen, dass die Musik auch den Teufeln zuwider und un-



Sängerin bei der Chorprobe in der Propstei der Erlöserkirchengemeinde; Foto © Christoph Müller



Die äthiopische Gemeinde feiert nach dem Gottesdienst auf dem Hof weiter; Foto © Brigitte Jünger

erträglich sei. Und ich sage es gleich heraus und schäme mich nicht, zu behaupten, dass nach der Theologie keine Kunst sei, die mit der Musik könne verglichen werden, weil allein dieselbe nach der Theologie solches vermag, was nur die Theologie sonst verschafft, nämlich die Ruhe und ein fröhliches Gemüte.“

Auch andere Kirchenväter haben sich zur Musik geäußert. Von Augustinus ist ein Wort über den „Jubilus“, eine ausschmückende, ornamentreiche rhetorische Figur zum Beschluss gregorianischer Gesänge, überliefert:

„Der Jubilus ist ein Laut, der verkündet, dass das Herz von etwas erfüllt ist, das mit Worten nicht gesagt werden kann. Für wen aber geziemt sich dieser Jubilus mehr, als für den unaussprechlichen Gott?“

Manche Äußerungen aus alter Zeit mögen uns erstaunen und irritieren. Doch es wird sichtbar, dass die Verantwortung für Sprache, Gesprochenes, Gesungenes, Gedachtes und Geschaffenes immer in Beziehung zu Gott stand.

So deutete der deutsche Renaissance-Philosoph Jacob Böhme den mystischen Symbolcharakter der Vokale a-e-i-o-u in seinen „Vierzig Fragen von der Seelen“ (1620) auf ungewöhnliche Weise:

„Sehet, wenn ihr wollet von der Dreiheit reden, so sehet auf die erste Zahl aufs A, auf den ewigen Anfang, der ist Vater und dann sehet aufs O im Mittlen, das ist Sohn, dann sehet aufs U, das ist der Ausgang des Heiligen Geistes, der gehet in sich selber mit dem Sinken durch den scharfen Grimm in's andre Prinzipium ein, der hat E und gehet durch die Kraft aus als ein lichtflammender Blitz, das hat I“.

In diesen schwer verständlichen Sätzen werden Vokale als mehr denn bloße Schriftzeichen beschrieben, sie sind vielmehr Sinnträger und Förderer der Sprachmelodie und der Botschaft.

Wie gehen wir heute mit unseren eigenen Musikerfahrungen um? Welche Bedeutung hat Musik in unserem Leben? Können wir ihre Sprache nutzen, um unsere Gedanken zu

ordnen oder genießen wir sie selbstvergessen als eine Droge?

Im eingangs erwähnten Gespräch mit der Chorsängerin entstand die Gewissheit, dass wir in der Sprache der Musik Verständigung über Grenzen hinweg finden können, über Sprachgrenzen, über Grenzen, in welche uns unsere gewachsenen Überzeugungen einschließen, über Glaubensgrenzen. Sehnsucht nach Verstehen und Verständigung sind in unserer torkelnden Welt zu einem fast unstillbaren Bedürfnis vieler Menschen geworden und so war es wohl immer.

Doch zum Verstehen gehört auch das Hören, das Zuhören, das Aufsperrn der Ohren, die „Vorhalle der Seele“ (Quintilian) und das Innehalten: „Sei stille dem Herrn und harre auf ihn.“ Dieser kurze Moment des Verweilens, bevor Musik zu erklingen beginnt, oder noch mehr, nachdem sie verklungen ist, dieser Bruchteil einer Sekunde, in ihr verdichtet sich Erkenntnis und da ist Gott! ■

Zeichen - Sprachen

Kommunikation

von Diet Koster

In diesen Tagen hörte ich ein neues Lied aus den Niederlanden: een lijn van jou naar mij – ein Faden (ein Seil, Draht, eine Linie, Zeile, Leine) von dir zu mir. Der Musiker erzählte, dass dieses Lied entstand, als seine Frau Zwillinge bekam. Als er sah, wie sie miteinander kommunizierten, wusste er sicher, dass das meiste, was zwischen Menschen passiert, nichts zu tun hat mit logischen, verständlichen Dingen. „Die Babysuchten einander mit einem großen Arsenal an Möglichkeiten, um Kontakt zu haben, ohne dass jemand sie dazu zwang. Sie wollten das selbst. Und, ich sage dir, es war keine simple, einfältige Kommunikation. Und so entstand die erste Zeile des Liedes: Ein Faden von dir zu mir wird nie bestimmt durch einen Befehl, irgendwo gegeben. Ein Faden von dir zu mir spinnt 1000 Fäden ohne ein Wort, je eingegeben.“

Kommunikation heißt bei Wikipedia: „die Verständigung untereinander durch die Verwendung von Sprache und Zeichen“!

Tja, die Sprache - die Sprachen! Selbst in der gleichen Sprache ist die Verständigung nicht immer einfach. Wenn ich ein bestimmtes Wort benutze - oder ein Gefühl beschreibe - heißt das nicht, dass mein Gegenüber das Gleiche versteht, sich das darunter vorstellt, was ich meinte. Daher kommen wohl auch die vielen Medikationskurse und Gesprächstechniken.

Und diejenigen, die in einer anderen Sprache und Kultur leben und arbeiten, kennen das Verstan-

digungsproblem ja auch. Auch wenn die Wörter die gleichen sind (z.B. Zeitangaben oder Wörter wie Wahrheit, Freiheit, Sicherheit), was man darunter versteht, ist oft sehr unterschiedlich.

Und täglich wechselt man hier die Sprache so oft, dass man, jedenfalls ich, keine Sprache mehr ‚clean‘ spricht. Bei mir ist es ein Durcheinander von Deutsch, Arabisch, Englisch, Niederländisch und oft auch noch - von Zeiten im Kinderhaus - Schweizerdeutsch und Französisch! Weil man nie weiß, welche Sprache am Telefon gerade verlangt wird, melde ich mich meistens mit dem unpersönlichen ‚Hallo‘. Wenn alle um einen herum eine andere Sprache sprechen - wie bei mir Arabisch - dann kann ich oft bestimmte deutsche Wörter nicht so schnell ‚finden‘. So ist meine Sprache durchspeckt von arabischen Wörtern und Ausrufen (wer, der länger hier war, kennt sie nicht: yallah, yamma, yabaye, yaallah, insch'allah, elhamdelila, ya salam!) und wir verdeutschen auch arabische Wörter, so ‚havlen‘ wir (havle ist ein Fest), ‚barnamitschen‘ wir (von barnamitsch, was Programm bedeutet, also planen) oder ‚entsarasieren‘ wir (sarasier sind Kakerlaken, entsarasieren bedeutet also diese Viecher töten). Und im Englischen: Wir meeten, teamen, sharen ...

Aber das Wichtigste ist doch die Sprache hinter der Sprache, die Sprache vom Herz und die kann man auf Papier nicht vermitteln. Das gemeinsame Lachen über Wortspielchen oder Aussprachefehler und Missver-

ständnisse ist etwas Fundamentales, Wichtiges, Wohltuendes!

Man tritt auch in Beziehung durch Zeichen, Mimik und Gestik! Wer kennt es nicht, dass die Gesichter während einer Sitzung (oder während der Predigt im Gottesdienst) mehr sagen, ausdrücken als die Worte, die gesprochen werden ...

Und gerade in den letzten Monaten haben wir auch (schmerzhaft) entdeckt, wie intensiv und wichtig die Zeichensprache, nämlich die Gesten sind: Sich umarmen, streicheln, Schulterklopfen, Hand (oder Händchen) halten, küssen, anlächeln, grüßen, essen und trinken, Abendmahl, usw. Gemeinsamkeit, Sprache ohne Worte, aber sehr sprechend - und manchmal voll von (Heiligem?) Geist! ■

Monatslosung Juli 2020

Der Engel des HERRN rührte Elia an und sprach: Steh auf und iss! Denn du hast einen weiten Weg vor dir.

1.Kön 19,7

Verständigung zwischen Natur und Mensch

Kommunikation in Zeiten der Corona-Krise

von Jörg Bremer

Natürlich gibt es weiter Auseinandersetzungen in der Politik. Aber in diesen Corona-Zeiten scheint der politische Streit zurückhaltender und weniger verletzend auszufallen. Fast scheint es mir so - bei meinen Beobachtungen aus der Berliner Wohnung zwischen Regierungsviertel und Moabiter Arbeiterkiez - als herrsche eine Stimmung allgemeiner Verständigung vor. Das hängt wohl damit zusammen, dass Bürger durchsichtiger als zu normalen Zeiten miterleben, wie zumindest die Politik in Berlin zu ihren Entscheidungen kommt. Politik agiert transparenter, wir erleben dabei einen neuen „Respekt vor Fakten“, aber leider auch Missverständnisse zwischen Naturwissenschaft und Philosophie. Die Religion scheint sogar außerhalb einer Verständigung zu stehen. Dabei lehrt uns die Corona-Krise vor allem, dass wir – wie das Virus und sein Überträger-Tier - Teil der einen Schöpfung sind, die insgesamt nur überleben wird, wenn wir uns über diesen Sachverhalt verständigen und danach handeln.

Neue Transparenz in der Politik

Am Anfang einer Woche berichtet die Presse, dass die Bundesregierung die „Nationale Akademie der Wissenschaften – Leopoldina“ beauftragt habe, ein Gutachten über Schritte zur Öffnung nach dem „lockdown“ vorzulegen. Zu der Akademie mit Sitz in Halle gehören deutsche und internationale Wissenschaftler, so auch der uns in der Jerusalemer Gemeinde wohlbekannte evangelische Theologe und Geistliche Christoph



„Social Distancing“-Sitzordnung im Bundestag;

Foto © alliance/dpa

Markschies. Diese Experten aus den Geistes- und Naturwissenschaften tragen daraufhin aus ihren verschiedenen Blickwinkeln Empfehlungen zusammen. Am Freitag werden dann erste Ergebnisse aus ihrem Bericht bekannt; am Wochenende sieht man Bundeskanzlerin Merkel quasi in den Empfehlungen lesen, berichtet doch der Regierungssprecher über ihre Reaktionen. Eckpunkte aus Berliner Sicht werden auch schon am Sonntag und Montag genannt. In der Woche dann werden die Leopoldina-Anregungen Grundlage der Video-Schaltung zwischen der Kanzlerin mit den Ministerpräsidenten der Länder. So ein politischer Prozess hebt durch seine Transparenz den Vorwurf der Trennung „zwischen denen da oben und uns da unten“ auf und versöhnt.

Diese Videoschaltung endet zwar nicht in vollständiger Übereinstimmung; aber auch wenn sich die Entscheidungen im Detail unterscheiden, allen liegt dieselbe Güterabwägung zu Grunde. Einerseits ist

es - nach Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble - die wichtigste Aufgabe des Staates, die Menschenwürde und das Leben eines jeden Einzelnen als unantastbar zu schützen. Andererseits muss der Staat aber auch die Lebensgrundlage der Gesellschaft schonen, also zum Beispiel die Wirtschaft am Leben erhalten und damit die Arbeitsplätze. Mithin gleicht diese Güterabwägung nur auf den ersten Blick dem Ausgleich zweier Gegensätze. Die freie Entfaltung der Persönlichkeit wie das Recht auf Arbeit gehören auch zur Menschenwürde und so zum Artikel I im Grundgesetz. Der Verfassungsrechtler Paul Kirchhof weist in diesem Zusammenhang darauf hin, wie wichtig gerade jetzt das deutsche Grundgesetz sei. Weil es aus einer Krisensituation geboren wurde, erweise sich das GG als besonders stark. Es stiftet Verständigung.

Da durch den transparenten Entscheidungsweg deutlich wird, wie der Leopoldina-Katalog umgesetzt wird, stoßen die politischen Entscheidungen bisher auf einen Konsens. Ende April waren etwa 80 % der deutschen Bevölkerung mit dem Regierungshandeln einverstanden. Aber es ist nicht nur die Transparenz politischer Entscheidungen, die zu einer innergesellschaftlichen Verständigung beitragen. Die Transparenz macht es möglich, dass die Bevölkerung mit einbezogen wird in das Kennenlernen dieses Virus und seiner Gefahren. Die Virologen geben immer wieder zu, sie wüssten noch zu wenig, um wirklich wissenschaftlich tragfähige

Fortsetzung auf Seite 26

TERMINE UND VERANSTALTUNGEN

Gottesdienste

Bei Redaktionsschluss war noch nicht bekannt, wann wir wieder Gottesdienste in Kirchengebäuden feiern dürfen. Wenn bekannt ist, unter welchen Auflagen Gottesdienste in Kirchengebäuden möglich sind, wird der Kirchengemeinderat entscheiden, wann und wie wir das tun werden. Vorläufig werden wir nicht das Heilige Abendmahl feiern.

Der folgende Plan gibt Auskunft, wer an welchem Sonntag den Gottesdienst leiten wird unabhängig davon, wie er gefeiert wird.



1. Juni
17 Uhr

PFINGSTMONTAG
Ökumenischer Gottesdienst im Kreuzgang
Pfarrerin Dr. Melanie Mordhorst-Mayer
Predigt: Bruder Elia OSB

7. Juni

TRINITATIS
4. Mose 6,22-27
Pfarrer i.R. Dr. Rainer Stuhlmann

14. Juni

1. SONNTAG NACH TRINITATIS
Apg 4,32-37
Pfarrer Dr. Tobias Kriener

21. Juni

2. SONNTAG NACH TRINITATIS
mit der Verabschiedung der Scheidenden
Mt 11,25-30
Pfarrerin Gabriele Zander

*Im Anschluss an den Gottesdienst findet unsere
Gemeindeversammlung statt*

28. Juni

3. SONNTAG NACH TRINITATIS
Micha 7,18-20
Pfarrerin Dr. Melanie Mordhorst-Mayer

5. Juli

4. SONNTAG NACH TRINITATIS
Röm 12,17-21
Pfarrer i.R. Dr. Rainer Stuhlmann

12. Juli

5. SONNTAG NACH TRINITATIS
Lk 5,1-11
Pfarrerin Gabriele Zander

Gottesdienste in Amman
und Latrun finden voraussichtlich
ab September statt



19. Juli

6. SONNTAG NACH TRINITATIS

5. Mose 7,6-12

Pfarrerinnen Katja Kriener

26. Juli

7. SONNTAG NACH TRINITATIS

1. Kön 19,1-13

Pfarrer i.R. Dr. Rainer Stuhlmann

2. August

8. SONNTAG NACH TRINITATIS

Joh 9,1-7

Pfarrerinnen Dr. Melanie Mordhorst-Mayer

9. August

9. SONNTAG NACH TRINITATIS

Jer 1,4-10

Professor Dr. Dr. Dr. h.c. Dieter Vieweger

16. August

10. SONNTAG NACH TRINITATIS

Röm 11,25-32

Pfarrerinnen Dr. Melanie Mordhorst-Mayer

23. August

11. SONNTAG NACH TRINITATIS

Lk 18,9-14

Pfarrerinnen Gabriele Zander

30. August

12. SONNTAG NACH TRINITATIS

1. Kor 3,9-17

Pfarrerinnen Gabriele Zander

Aufgrund der Bestimmungen des israelischen Gesundheitsministeriums zu Covid-19 finden bis auf Weiteres keine Veranstaltungen statt. Wir hoffen, im September wieder mit den Veranstaltungen beginnen zu können.

Fortsetzung von Seite 23

hige Schlussfolgerungen treffen zu können. „Sicher“ sei man erst, wenn man einen Impfstoff entwickelt oder ein Medikament gefunden habe. Bis dahin müsse man auf Sicht fahren. Die Gesellschaft erlebt mithin nicht nur den politischen Prozess mit; die Gesellschaft ist quasi mit einbezogen in das Lernen in der Naturwissenschaft, und das schafft ein Vertrauen, das zu dieser Verständigung beiträgt.

Respekt für Fakten

Grundlage dieses wissenschaftlichen Prozesses sind immer wieder neue Fakten über das Virus. In dem Maße, wie die Medizin an Einfluss zunahm, verlor die populistische Stimmungsmache, die Vertrauen missbraucht und Misstrauen sät. Die AfD büßt Wähler ein. Anette Schavan, frühere CDU-Bildungsministerin und Botschafterin beim Vatikan, spricht von einem „neuen Respekt für Fakten“. Tatsächlich scheint mir ein Grund für die gesellschaftliche Verständigung derzeit auch darin zu liegen, dass wir fast alle vornehmlich mit solchen Fakten argumentieren: Wenn die Reproduktion-Rate des Virus deutlich über ein Prozent liegt, dann führt das zu mehr Infizierten, als das Gesundheitssystem mit seiner bestimmten Anzahl von Intensivbetten aushalten kann. Grundlage der Verständigung ist es also, dass wir uns über so einen Fakten-Tatbestand einig sind, und das sind wir bislang.

Das lässt mich folgern, dass wir derzeit der Naturwissenschaft mehr Glauben schenken als den Geisteswissenschaften oder der Theologie. Fast könnte ich den Eindruck gewinnen, Philosophie und Theologie hielten nicht mit. Ich jedenfalls höre

lieber den kühlen Argumenten des Virologen Christian Drosten zu, als Philosophen wie Peter Sloterdijk, der jetzt unkt, dass das westliche System sich bald als ebenso autoritär erweisen werde wie das in China. Er glaubt nämlich, dieser für eine Demokratie unzumutbare Sonderzustand werde allmählich zum Normalzustand. Das findet auch der einflussreiche italienische Philosoph Giorgio Agamben. So eine allgemeine Aussage mag allgemein richtig sein. Der Staat neigt in der Tat dazu, Sonderzustände als Allgemeinzustände zu etablieren. Aber dergleichen Unkerei hilft einer Gesellschaft in dieser spezifischen Krise nicht und trägt nicht zu Verständigung bei. Sie ist zu allgemein, scheint aus der Perspektive eines Beobachters von einem fernen Stern zu kommen, weil sie den leidenden Menschen und die verunsicherte Gesellschaft nicht in den Blick nimmt.

Reaktion unserer Kirchen

Irritiert bin ich auch gewesen durch die zunächst hilflose Reaktion unserer Kirchen, die gehorsam das Gemeindeleben einfroren und die Gotteshäuser schlossen. Ist nicht gerade jetzt die Zeit der Seelsorge? Nicht zuletzt unter dem Druck von Ramadan ist die Politik mittlerweile dazu übergegangen, sich intensiver mit den Religionsgemeinschaften zu befassen. Bald sollen auch Gottesdienste wieder zugelassen werden. Aber selbst der Deutsche Ethikrat hat sich meiner Kenntnis nach gescheut, die Lage der Kirchen und der Gläubigen genauer in den Blick zu nehmen und sich darauf beschränkt, in allgemeinen ethischen Normen über die Folgen der Corona-Krise zu sprechen; über die Grenzüberschreitungen bei zwei Schwerkranken und nur einem Bett, oder über die Vereinsamung, häusliche Gewalt und andere

familiäre Überbelastungen. Hier gibt es ganz offensichtlich noch Nachholbedarf. Politik und Gesellschaft müssen den jetzigen Grad der Verständigung dadurch vertiefen, dass Natur- und Geisteswissenschaft in einen intensiveren Dialog treten.

Man könnte den Eindruck haben, dass Virus schafft Verständigung. Tatsächlich führt dieser Krankheitserreger etwas zusammen, was wir lange genug auseinander gedacht haben. Der Mensch missbrauchte die Natur und sah sich außerhalb der Schöpfung. Das Virus erinnert uns aber daran, dass wir Teil dieser Schöpfung sind. Es springt von Tier zu Tier in unsere Menschen-Lungen. Die Transformationsforscherin Maja Göpel beschreibt den Zusammenhang: „Viren springen häufiger über, wenn wir Lebensräume der Tiere zerstören und die Biodiversität abnimmt. Todesfälle sind höher in Regionen, in denen auch eine hohe Luftverschmutzung die Atemwege strapaziert.“ Derzeit wollen viele Ökonomen, dass wir beim Wiederaufbau der Wirtschaft nicht an die Umwelt denken. Das sei zu teuer. Aber das ist ein Trugschluss. Richtig teuer wird es, wenn nicht verheerend für die Schöpfung wäre es, wenn wir nicht aus diesem Virus die wichtigste Lehre zögen. Unsere Zukunft hängt von der Verständigung zwischen Natur und Mensch ab. ■

Jörg Bremer, studierte Geschichte und Öffentliches Recht in Freiburg und Heidelberg. Er war fast 40 Jahre FAZ-Korrespondent in Warschau, Hannover, Jerusalem und Rom.

Der Geist und die Thora

Schavuot und Pfingsten

von Tamar A. Avraham

Nach der Apostelgeschichte geschah die Herabsendung des Heiligen Geistes auf die Jünger*innen Jesu, „als sich der Tag der Pentekoste erfüllt hatte“ (Apg 2,1). Pentekoste, der „Fünzigstag“, bezieht sich nach einhelliger Meinung auf das biblische Schavuot(Wochen)-Fest, von dem es in Lev 23,15-16 heißt: „Und ihr sollt euch vom Tag nach dem Schabbat, vom Tag, an dem ihr die Garbe als Schwingopfer darbrachtet, sieben volle Wochen zählen. Bis zum Tag nach dem siebten Schabbat sollt ihr fünfzig Tage zählen und dann dem Herrn ein neues Speiseopfer darbringen“.

Es ist anzunehmen, dass das biblische Fest einen Interpretationshorizont für die Geistsendung geben soll, ähnlich wie Pessach für Tod und Auferstehung Jesu. Allerdings ist dies im Falle von Schavuot viel schwieriger festzumachen.

In der Thora ist Schavuot das mittlere der drei Erntefeste, das Fest der Erstlingsfrüchte der Weizenernte (Ex 23,16; 34,22), zwischen Pessach, dem Frühlingsfest zu Beginn der Gerstenernte, und Sukkot, dem Herbstfest zum Abschluss der Früchteernte. Im Gegensatz zu Pessach, das mit dem Auszug aus Ägypten verbunden ist, und Sukkot, dessen Brauch des Wohnens in Hütten (Sukkot) mit den hüttenähnlichen Behausungen der Kinder Israels in der Wüste erklärt wurde (Lev 23,43), verbindet die Thora mit Schavuot jedoch kein Ereignis der Heilsgeschichte.

Anlass und Datum von Schavuot

Darüber hinaus hat Schavuot als einziges der biblischen Feste in keinem der Festkalender ein festes Datum. Das Einzige, was über eine allgemeine Festlegung auf die Zeit des Beginns der Weizenernte hinausgeht, sind die Anweisungen in Dtn 16,9-10: „Sieben Wochen sollst du dir zählen; wenn man anfängt, die Sichel an die Halme zu legen, beginn, sieben Wochen zu zählen. Dann sollst du das Wochenfest halten dem Herrn, deinem Gott“ und in der oben zitierten Stelle Lev 23,15-16. Der Tag, an dem zum ersten Mal die Sichel an die Halme gelegt, also die Getreideernte begonnen wird, hat kein Datum, ebenso wenig wie der Tag der Darbringung der Garbe (auf hebräisch: ‘Omer), mit dem wohl der rituelle Beginn der Gerstenernte gemeint ist. Letzterer wird immerhin als „Tag nach dem Schabbat“ definiert, aber welcher Schabbat gemeint ist, bleibt unklar. Der ursprünglich wohl selbständige Text über das ‘Omer-Opfer wurde in Lev 23 nach den Anweisungen zu Pessach und dem Fest der ungesäuerten Brote (V. 5-8) integriert, die ein festes Datum haben: Pessach in der Abenddämmerung des 14. Tages des 1. Monats und das Fest der ungesäuerten Brote sieben Tage lang, vom 15. Tag des 1. Monats an. Das legt nahe, den Schabbat vor dem ‘Omer-Opfer mit dem Fest der ungesäuerten Brote zu verbinden. Aber mit welchem Tag genau? Mit dem Schabbat innerhalb der Festwoche? Mit dem ersten Schabbat nach Ende der Festwoche?

Schavuot im Jubiläenbuch

Die älteste erhaltene Schrift, die Schavuot sowohl einen heilsgeschichtlichen Inhalt als auch ein festes Datum gibt, ist das auf Hebräisch verfasste Jubiläenbuch, das meist in das 2. vorchristliche Jahrhundert datiert und oft priesterlichen, dem Tempelkult der Hasmonäerzeit kritisch gegenüberstehenden, Kreisen zugeschrieben wird. Aufgrund in Qumran gefundener Fragmente und Übereinstimmungen mit anderen dort gefundenen Schriften geht man davon aus, dass die Qumran-Gemeinschaft das Jubiläenbuch als heiligen Text sah. In den rabbinischen Kanon ging es nicht ein, während frühe christliche Schriftsteller das Buch zitieren und die äthiopische Kirche es kanonisiert hat; Alt-äthiopisch (Ge’ez) ist auch die einzige Sprache, in der es vollständig erhalten ist.

Das Jubiläenbuch beginnt mit dem Aufstieg des Mose auf den Berg Sinai am Tag nach der Gabe der Zehn Gebote und erzählt dann die Heilsgeschichte von der Schöpfung der Welt bis zur Gabe der Thora, wie sie der „Angesichtsenkel“ Mose auf dem Berg überlieferte. Schavuot ist das zentrale Fest: Es ist das Fest des Bundes Gottes mit Noach mit dem Versprechen, keine weitere Sintflut kommen zu lassen, wurde bereits seit Beginn der Schöpfung im Himmel gefeiert, dann von Noach jährlich als Fest der Bundeserneuerung, danach erst wieder von Abraham, Isaak, Jakob und dessen Söhnen, bis die Israeliten es vergaßen, so dass es am Sinai erneuert wurde (Jub 6,15-21).

Als Festdatum wird der 15. Tag des 3. Monats genannt, auf den auch der Bundesschluss Gottes mit Abraham (14,1-20), der Bund der Beschneidung (15,1) und die Geburt Isaaks (16,13) fallen.

Auf dieses Datum kommt das Jubiläenbuch aufgrund eines Sonnenjahres von 364 Tagen (das Weglassen des 365. Tages gab jedem Datum und damit auch jedem Fest einen festen Wochentag; vermutlich wurde alle sieben Jahre eine Woche hinzugefügt, um die weggefallenen Tage nachzuholen) mit acht 30-tägigen Monaten und der Zufügung eines 31. Tages bei jedem Monat am Ende einer der vier Jahreszeiten. Der 1. Tag des 1. Monats (das Frühlingsäquinoktium) fällt auf einen Mittwoch, den Tag, an dem die Gestirne geschaffen wurden, und so auch der 1. Tag des Festes der Ungesäuerten Brote am 15. des Monats. Der Schabbat vor dem Tag des 'Omer-Opfers wird als erster Schabbat nach Ende der Festwoche verstanden, damit beginnt die 'Omer-Zählung am Sonntag, dem 26. Tag des 1. Monats, und der fünfzigste Tag, Schavuot, fällt auf Sonntag, den 15. Tag des 3. Monats. Wie aber kam der Gedanke der Bundeserneuerung dazu?

Targum zu 2Chr 15

In 2Chr 15,10-15 wird berichtet, dass König Asa (908-867v), der die Israeliten zum rechten Gottesdienst zurückführen wollte, im 3. Monat eine Bundeserneuerung feierte, bei der die Versammelten dem HERRN einen Schwur leisteten. Während der Tag der Feier im biblischen Text nicht präzisiert wird, wird er im aramäischen Targum ausdrücklich auf Schavuot bezogen. Vielleicht spielte die Doppelbedeutung des Wortes „Schavuot“ mit: Es kann der Plural sowohl von Schavua = Woche

als auch von Schevua = Schwur sein, so dass man Schavuot auch als das Fest des (Bundes)schwures verstehen kann. Schließlich heisst es in Ex 19,1 in Vorbereitung auf die Gabe der Zehn Gebote, dass die Israeliten „im dritten Monat“ nach dem Auszug aus Ägypten in die Wüste Sinai kamen, und somit ist anzunehmen, dass die Sinai-Offenbarung noch im selben Monat stattfand.

Schavuot im rabbinischen Judentum

Auch das rabbinische Judentum wird Schavuot schließlich als den Tag der Gabe der Thora ansehen, ohne allerdings Bundeserneuerung und Schwur besonders zu betonen, und auf ein anderes Datum kommen: den 6. Siwan (= 3. Monat), der auf keinen festen Wochentag fällt. Dies geschah in zwei Schritten: Einerseits wurde der 6. Siwan als Tag der Gabe der Thora errechnet, und andererseits wurde die 'Omer-Zählung mit dem Tag nach Pessach, dem 16. Tag des 1. Monats begonnen.

Im Seder Olam Rabba, ein chronologisches Werk, das von Adam bis zum Bar Kochba-Aufstand reicht und traditionell dem Tanaiten Rabbi Jose ben Chalafta (2.Jh.) zugeschrieben wird, heisst es am Ende des 5. Abschnitts: „Am 6. des Monats wurden ihnen die Zehn Gebote gegeben und dieser Tag war ein Shabbat“. In der Mekhilta, dem tanaitischen Midrasch zum Buch Exodus wird genauer erklärt, wie es zu dieser Berechnung kommt: „Dieser Tag“ des 3. Monats nach dem Auszug aus Ägypten, an dem die Israeliten nach Ex 19,1 in der Wüste Sinai ankamen, wird als der 1. Siwan verstanden. Dann werden die mehrfachen Anweisungen Gottes an Mose in Vorbereitung der Gottesoffenbarung auf unterschiedliche Tage verteilt – „Und Mose stieg hinauf zu Gott“ (V. 3) am 2. Siwan;

„Und der Herr sprach zu Mose: Geh hin zum Volk und heilige sie heute“ = 4. Siwan (dazwischen erfolgte in V. 9 eine weitere Gottesrede, die auf den 3. Siwan käme), „und morgen, dass sie ihre Kleider waschen“ = 5. Siwan, „und bereit seien für den dritten Tag“ = 6. Siwan; „denn am dritten Tag wird der Herr vor allem Volk herabfahren auf den Berg Sinai“ = Gabe der Thora am 6. Siwan (V. 10-11). Dass diese Errechnung keinesfalls zwingend ist, zeigt sich auch darin, dass im babylonischen Talmud Schabbat 86b f. eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Rabbinen, die, wie die Mekhilta, die Gabe der Thora auf den 6. Siwan legen, und Rabbi Jossi, der sie auf den 7. Siwan legt, dargelegt wird.

Im babylonischen Talmud Menachot 65a-66a wird erklärt, dass mit dem Schabbat vor dem 'Omer-Opfer der erste Tag des Festes der ungesäuerten Brote gemeint ist, da auch Feiertage als Schabbat bezeichnet werden können (vgl. Lev 23,24 zum 1. Tag des 7. Monats und 23,32 zu Jom Kippur). Daher beginnt die Zählung der fünfzig Tage mit dem 16. Tag des 1. Monats und Schavuot fällt entsprechend des rabbinischen Mondkalenders, dessen Monate abwechselnd 30 und 29 Tage zählen, auf den 6. Tag des 3. Monats: 15 Tage des 30 Tage zählenden 1. Monats, die 29 Tage des 2. Monats und noch 6 Tage des 3. Monats.

Die Verbindung des 50. Tages der 'Omer-Zählung mit dem Tag der Sinai-Offenbarung findet sich im babylonischen Talmud Pessachim 68b, wo es heisst, dass an Azeret (Schlussfest; die rabbinische Bezeichnung für Schavuot, in Lev 23,36; Num 29,35 für den letzten Tag von Sukkot verwendet) die Thora gegeben wurde, und mit der Festlegung von Ex 19-20, der Sinai-Offenbarung, als Tho-

ra-Vorlesung an Azeret in Megillah 31a.

Schavuot-Traditionen im NT

Was von all dem scheint als Horizont der neutestamentlichen Erzählung von der Geistausgießung auf?

Die Formulierung „als sich der Tag der Pentekoste erfüllt hatte“, deutet an, dass die Geistausgießung als die Vollendung des fünfzig Tage vorher geschehenen Sterbens und Auferstehens Jesu gesehen wird, parallel zu der Anbindung der Weizen an die Gerstenernte im ursprünglichen landwirtschaftlichen Kontext von Schavuot. Eine parallele Sicht der Thora-Gabe als Vollendung des Auszugs aus Ägypten zeigt sich in der rabbinischen Namensänderung des Festes auf „Azeret“, mit der auch das Wortspiel Wochen/Schwüre wegfällt. In beiden Fällen tritt der Gedanke eines eigenständigen Bundesfestes, wie es im Jubiläenbuch und in Qumran bezeugt ist, zurück. Auch der einzige ausdrücklich im Zusammenhang der Geistausgießung zitierte Bibeltext, Joël 3,1-5 (Apg 2,17-21), erwähnt keinen Bundesschluss, sondern bezieht sich auf ein endzeitliches Geschehen.

Dagegen sind das Feuer (Apg 2,3), der Sturm (2,2) und besonders die Stimme (2,6; Luther übersetzt „Brausen“), sowie das Erschrecken der Sich Versammelnden (2,7.12), die die Geistausgießung begleiten, Elemente, die auf die Sinai-Offenbarung anspielen (Ex 19,16.18-19). Beide Gottesoffenbarungen haben allerdings unterschiedliche Kommunikationslinien: Am Sinai kommt es zu einer wechselseitigen von oben nach unten und von unten nach oben verlaufenden vertikalen Kommunikation: Der HERR steigt auf den Berg herab und spricht von dort zu dem

am Fuß des Sinai stehenden Volk, das seinerseits auf die Offenbarung antwortet, und der wiederholt den Berg hinauf- und hinabsteigende Mose hält die Verbindung zwischen beiden Seiten aufrecht. Bei der Geistausgießung folgt einer einseitig von oben nach unten verlaufenden vertikalen Kommunikation eine sich horizontal ausbreitende. Der Geist wird vom Himmel ausgegossen, und daraufhin fühlen sich die Jünger.innen getrieben, die Botschaft Jesu von Nazareth in alle Völker, hier symbolisiert durch die in Jerusalem versammelten Gottesfürchtigen (Apg 2,5), zu tragen. Diese universale Ausrichtung kommt auch im Joël-Zitat zum Ausdruck, in dem die Ausgießung des Geistes „auf alles Fleisch“ verheißt wird, und wenn jeder der Anwesenden die Jünger.innen in seiner Muttersprache reden hört (Apg 2,6-11), ist dies wohl als eine Heilung der Sprachverwirrung in Gen 11,1-8 zu sehen, die den Menschen nicht eine einzige Sprache zurückgibt, aber ihnen Kommunikation in der Vielsprachlichkeit ermöglicht und sie so vielleicht zu dem zurückkehren lässt, was die Menschheit eigentlich mit dem Noach-Bund werden sollte. In dieser Hinsicht steht eventuell auch die priesterliche Tradition der Verbindung des Noach-Bundes mit Schavuot im Hintergrund, während sich die rabbinische Tradition auf die Gabe der Thora an Israel konzentriert.

Dieser Unterschied zwischen universaler und partikularer Auslegung findet sich auch in der Interpretation von Ps 68,19: „Du bist aufgefahren zur Höhe und führtest Gefangene gefangen, du hast Gaben empfangen von Menschen“, dem Paulus und die Rabbinen eine neue Deutung geben: Nach Eph 4,7-10 ist es der in den Himmel aufgefahrene Christus, der den Menschen die

Gabe des Geistes geschenkt hat, nach dem aramäischen Targum zur Stelle der auf den Sinai gestiegene Mose, der die Thora herabgeholt und Israel geschenkt hat. Der Midrasch zum Psalmenbuch bringt jedoch zu V. 12: „Der Herr gibt ein Wort – der Freudenbotinnen ist eine große Schar“ eine den partikularen Rahmen sprengende Interpretation: „Als er sprach, teilte sich die Stimme in sieben Stimmen und von den sieben Stimmen in die sieben Sprachen der Völker, damit alle hören konnten“.

Hat der universelle Anspruch des Christentums die Rabbinen motiviert, die Gabe der Thora als ein eigentlich an die ganze Menschheit gerichtetes Geschenk zu verstehen? Es ist schwer, Abhängigkeiten zu beweisen. Aber Schavuot/Pfingsten scheint ein Beispiel dafür zu sein, wie die Konkurrenz um den gemeinsamen Heiligen Text zu neuen Ideen inspirierte. ■

Tamar Avraham ist Theologin mit Zusatzstudium in Judaistik, Religions- und Islamwissenschaft. Sie ist langjährige Mitarbeiterin der Shohah-Gedenkstätte Yad Vashem und Reiseleiterin und lebt in Jerusalem.

Heiligkeit und Essen. Eine jüdische Sicht

Auszug aus: Marx, Dalia: „In der Zeit. Reisen im jüdisch-israelischen Jahreskreis“, Jerusalem: Yediot Ahronot, 2018, S. 258-260)

übersetzt von Rabbinerin Dr. Ulrike Offenberg

*Der folgende Artikel ist ein Vorabdruck aus dem Buch „Basman/In der Zeit. Reisen im jüdisch-israelischen Jahreskreis“ von Rabbinerin Prof. Dalia Marx. Es wird derzeit von Rabbinerin Dr. Ulrike Offenberg ins Deutsche übersetzt und sucht noch Sponsor*innen. Wir haben hier einen Abschnitt zum jüdischen Wochenfest/Shawuot ausgewählt. So wie wir Christinnen und Christen zu Pfingsten (50 Tage nach Ostern) die Gabe des Heiligen Geistes feiern, gedenken Jüdinnen und Juden zu Shawuot (7x7 Wochen nach Ostern) der Gabe der Torah am Sinai. In dem Artikel wird deutlich, wie die Worte der Torah im Judentum bis in die alltäglichen Ernährungsgewohnheiten hineinreichen. Die Torah geht im Judentum also buchstäblich „durch den Magen“.*

„Honig und Milch unter deiner Zunge“ (Hld 4, 11): Nahrung für Körper und Seele

Mein Lieblingsfeiertag ist Schawuot, nicht nur weil es das Fest der Gabe der Torah ist. Auch der Dank für die Erstlingsfrüchte und die Geschichte von Ruth, der Moabiterin, sprechen mich an, aber ebenso der Umstand, dass es ein Fest der Milchspeisen ist. Als langjährige Vegetarierin erschien mir diese Praxis stets besonders rein und angemessen. Der Brauch des Essens von Milchspeisen zu Schawuot hat viele Gründe. Einer davon ist, dass unsere Torah eine Lehre des Lebens ist, und zum Zeitpunkt der Freude über ihren Erhalt passt es nur zu gut, Speisen zu essen, die nicht das Töten erfordern.

Meine Freundinnen und Freunde, die Veganer sind, halten mir entgegen, dass auch Milchprodukte mit Tierquälerei verbunden sind. Ich stimme ihnen zu und bemühe mich, meinen Verbrauch davon zu reduzieren. Gleichwohl bin ich der Meinung, dass es einen fundamentalen Unterschied zwischen dem Genuss von Milch und Eiern und dem von Fleisch gibt.

Die Torah als Nahrung

Das Bild von „Honig und Milch unter deiner Zunge“ (Hld 4, 11) verstand die jüdische Tradition als Geschmack der Torah. Diese wird mit der Milch verglichen, die den Säugling sättigt, und mit dem Honig, dessen Süße nahrhaft und der leicht verdaulich ist – zwei Trost spendende Grundnahrungsmittel. So kann auch die Torah für uns lebenspendend, stärkend und tröstlich sein.

In westeuropäischen Gemeinden gab es den Brauch, die kleinen Kinder zu Beginn ihres Torahlernens Honig von Tafeln lecken zu lassen, auf die das Alefbet geschrieben ist, oder sie mit süßem Gebäck in Buchstabenform zu erfreuen. Die Idee dahinter ist, den Kleinen das Torahstudium zu versüßen, wie es auch in Jehoschua Sobols Gedicht heißt: „Möge die Torah in ihren Mündern so süß sein wie der Geschmack von Honig“. Aber bei diesem Brauch geht es nicht nur um das Schmackhaft-Machen der Torah. Mit seiner Hilfe sollen die Kinder lernen, dass sie sich die Torah wirklich einverleiben müssen, sie verwandeln sie in einen entscheidenden Teil ihrer geistigen und ihrer körperlichen Existenz zugleich.

Die Nahrung als Torah

Essen ist ein zentraler und bedeutungsreicher Bestandteil der menschlichen Kultur, das Judentum bildet da keine Ausnahme. Das Essen spielt eine wichtige Rolle bei unseren Feiertagen, bei Familienfesten und bei Ritualen des Lebenszyklus. Wir beschäftigen uns hingebungsvoll mit neuen Rezepten, erbitten diese von Freunden oder versuchen, ein besonderes Rezept von Großmutter zu erinnern. Juden befassen sich ausführlich mit den Verböten und den Tröstungen, die mit Essen verbunden sind, fragen danach, was erlaubt und was verboten ist, was angemessen ist und was nicht.

Die Grundregeln der Kaschrut werden in der Torah aufgeführt und sie wurden im Lauf der Generationen in der Halachah fortentwickelt und erweitert. Das klassische Beispiel dafür ist das Gebot: „Du sollst das Böcklein nicht in der Milch seiner Mutter kochen“, das drei Mal in der Torah vorkommt. Diese fallspezifische und sprachlich sehr knappe Aufforderung wurde als Verbot der Vermischung von Fleisch und Milch verstanden, bis hin zur Trennung des Geschirrs und der Erörterung, wie

viel Zeit vergangen sein muss, bevor man das eine nach dem Genuss des anderen zu sich nehmen darf.

Heutzutage werden die Kaschrutgesetze und ihre Einschränkungen mehr und mehr verschärft (mittlerweile finden wir sogar koscheres Lab was heißt das?). Die unterschiedlichen Verschärfungen finden bei vielen Zuspruch und der Eifer darin wird als Ausdruck besonderer Frömmigkeit verstanden, während jene, die sich um Erleichterungen bemühen, mit Schimpf und Schande überzogen werden. Kaschrutzertifikate, die den Titel *מפואר* („Prächtig“) tragen, spalten Familien – nicht in Bezug darauf, welches Essen, sondern welcher Stempel koscher ist. Symptomatisch dafür ist die enorme Zunahme der verschiedenen Koschersymbole auf Lebensmitteln in den letzten Jahren.

Die ursprüngliche Bedeutung des Worts „koscher“ ist „würdig“ oder „wohlgefällig“. Wenn man sich umsieht, drängt sich der Verdacht auf, dass viele, die sich mit Kaschrut befassen, die wahre Natur der Angelegenheit vergessen haben. Angesichts der zunehmenden Kaschrutzertifikate scheint die Beschäftigung mit der Kaschrut selbst zu einer rein technischen und inhaltsleeren Angelegenheit zu verkommen. Angesichts der Verschärfung von allem, das mit den politischen und technischen Aspekten der Kaschrut und ihrer Zertifizierung verbunden ist, ist es gut, dass auch ihren geistigen, gesellschaftlichen und ethischen Aspekten zunehmend mehr Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Torah des Lebens und Kaschrut des Lebens

In den letzten Jahren fragen mehr und mehr Menschen nach dem Wesen von Kaschrut: Was macht ein Essen koscher, ethisch vertretbar und zum Verzehr geeignet? Ist Fastfood voller Öl und Cholesterin, das unsere Gesundheit und unsere Gefühle verletzt, koscher? Ist Essen, das von Kindern in Ländern der Dritten Welt unter sklavischen Arbeitsbedingungen hergestellt wird, koscher? Sind Tiere, die unter grausamen Zuständen gehalten und dann kaltherzig geschlachtet werden, selbst wenn dies unter halachischer Aufsicht geschieht, tauglich für den Verzehr? Ist tiefgefrorenes Essen, das aufgewärmt und Kindern nebenbei vor dem Fernseher serviert wird, koscher?

Unsere Torah ist eine Torah des Lebens, auch das Essen, mit dem wir unseren Körper stärken und erfreuen, sollte einer Kaschrut des Lebens entsprechen. Bewusste Ernährung ist entscheidend, denn was wir unserem Körper einverleiben, wird zu einem Teil unserer selbst. Deshalb müssen wir auf unsere Nahrung achten. In letzter Zeit hören wir zunehmend von neuen Kriterien zur Überprüfung der Kaschrut von Produkten: Öko-Kaschrut, Ethische Kaschrut, die Slow-Food-Bewegung und anderes. Mehr und mehr Menschen sehen heute das Symbol von Fair Trade oder anderen gesellschaftlichen Organisationen als nicht weniger relevant an als die etablierten Koscherstempel.

Der Torahkommentator und Politiker, Rabbiner Jizchak Abarbanel (Spanien, 1437-1508) erklärte die lange Lebensdauer der ersten Menschheitsgeschlechter mit dem, was er einen „natürlichen Grund“ nannte, der Mäßigung im Genuss:

„Der gute Umgang mit Essen und Trinken nach Maß und ohne Überfluss. Denn in ihrer Generation aß man kein Fleisch und trank keinen Wein. Denn all das ist eine Krankheit, die in den Tagen von Noah begann. Sie aber begnügten sich mit dem Essen von Pflanzen und Kräutern und dem Trinken von Wasser. Aus den Medizinbüchern wissen wir, dass je einfacher die Speisen sind, desto mehr verlängern sie das Leben.“
(Abarbanel zu Gen 3, 5)

Wie weiß ich, ob das koscher ist?

Siebzig Gesichter hat die Torah, darum möchte ich hier eine Liste von Kriterien für die Kaschrut von Produkten aufstellen. Sie sollen nicht die existierenden Kaschrutgesetze ersetzen, sondern ihnen eine Dimension der Achtsamkeit hinzufügen. Sie tragen der elementaren Verpflichtung Rechnung, ein durch Heiligkeit geprägtes Leben zu führen – „Ihr sollt heilig sein, denn ich, der Ewige, dein Gott, bin heilig“ (Lev 19, 2).

1. Soziale Gerechtigkeit und Fürsorge für die, die nichts haben

(„Dem Hungrigen dein Brot brechen und umherirrende Arme in dein Haus bringen; wenn du einen Armen siehst, sollst du ihn bedecken, und

deinem Fleisch sollst du dich nicht entziehen“ Jes 58, 7).

2. Naturschutz und Vermeidung von Verschwendung (Zwischenmenschliche Konflikte nicht auf die Umwelt ausweiten, Dtn 20, 19).

3. Sorgsamer Umgang mit Tieren („Du sollst das Böcklein nicht in der Milch seiner Mutter kochen“ Ex 23, 19).

4. Faire Beschäftigungsverhältnisse („Du sollst deinen Nächsten nicht bedrücken und nicht berauben, behalte nicht den Arbeitslohn eines Bediensteten bei dir bis an den Morgen“, Lev 19, 13).

5. Gesundheit und körperliches Wohl („Und seid auf der Hut um eurer Seelen willen“, Dtn 4, 15).

6. Empfinden von Dankbarkeit („Alles, was Atem hat, lobe den Ewigen“, Ps 150, 6).

7. Familie und Gemeinschaft („Wie schön und wie lieblich ist es, wenn Brüder zusammenwohnen“, Ps 133, 1)

8. Achtsamkeit und bewusster Umgang mit Nahrungsmitteln („Besser zu gehen in das Haus der Trauer als in das Haus des Gelages,

denn dieses ist das Ende des Menschen und der Lebende nehme sich das zu Herzen“, Koh 7, 2).

9. Wohlgeschmack und Genuss („Honig und Milch unter deiner Zunge“, Hld 4, 11).

10. Mäßigung („Hast du Honig gefunden, iss dein Genüge, damit du ihn nicht satt hast und ihn ausspeist“, Spr 25, 16).

Einige dieser Kriterien ergänzen einander, während andere zueinander in Spannung stehen oder sich sogar widersprechen. Beispielsweise sind Fair-Trade-Produkte teuer und deshalb aus sozialer Hinsicht problematisch. Und was machen wir, wenn eine Firma, die Bio-Lebensmittel herstellt, ihre Angestellten unter unfairer Bedingungen arbeiten lässt? Die Frage nach dem Wesen der Kaschrut unseres Essens hat heutzutage keine einfachen Lösungen, und die Rabbiner und Autoritäten geben bislang keine überzeugenden Antworten auf diese Fragen. Aber auch wenn wir nicht zu eindeutigen Aussagen kommen, und selbst wenn wir das Werk

nicht vollenden werden, sind wir nicht frei, uns ihm zu entziehen (Pirke Avot 2:21).

Ich möchte mit einem Midrasch schließen, der uns mahnt, unserer Verantwortung für die Welt gerecht zu werden, deren Früchte wir genießen:

„Zur Stunde, als der Heilige, gesegnet sei er, den ersten Menschen erschuf, nahm er ihn und setzte ihn über alle Bäume des Garten Edens und sprach zu ihm: Sie meine Werke an, wie schön und gepriesen sie sind. Und alles, was ich erschaffen habe, erschuf ich für dich. Richte deinen Sinn darauf, dass meine Welt nicht zerstört und verwüstet wird, denn wenn du sie zerstörst, wird es keinen nach dir geben, der sie wieder richtet.“ (Midrasch Kohelet Rabbah 7:1). ■

Dalia Marx ist Rabbinerin und Professorin für Liturgie und Midrasch am Hebrew Union College in Jerusalem.




Aufgrund der Bestimmungen des israelischen Gesundheitsministeriums zu Covid-19 ist das Café Kreuzgang momentan nicht in Betrieb.

Sobald sich die Beschränkungen lockern, freuen wir uns, Sie begrüßen zu können.

Öffnungszeiten:
Dienstag bis Samstag von 10-17 Uhr.



Eine alte Bekannte – gegen den Strich gebürstet

Ist die Erzählung vom „Turmbau zu Babel“ eine Pfingstgeschichte?

von Rainer Stuhlmann

Antigeschichte zum Pfingstgeschehen?

Seit Kindertagen kenne ich die „Geschichte vom Turmbau zu Babel“ (1. Mose 11,1-9) als Antigeschichte zum Pfingstgeschehen (Apostelgeschichte 2). Die Einheit, die damals in Babel zerbrochen ist, wird durch die Ausgießung des Heiligen Geistes in Jerusalem geheilt. Aus der zersplitterten Menschheit wird die eine Kirche, die eine wahre Religion. Das Alte Testament wird durch das Neue korrigiert, das Judentum durch das Christentum überboten. Dass bei dieser Auslegung der christliche Antisemitismus die Feder geführt hat, liegt auf der Hand.

Die antijüdische Auslegung ließ dann auch leicht übersehen, dass die Sprachenvielfalt zu Pfingsten ja keineswegs aufgehoben, sondern vielmehr besonders gewürdigt wird. Das Pfingstwunder besteht ja darin, dass das Eine Wort Gottes in der Vielfalt der unterschiedlichen Muttersprachen gehört und verstanden werden kann (V.8). Die Ohren werden geheilt, nicht die Zungen. Deren irritierende Vielfalt wird durch die Geistkraft bekanntlich zur „Zungenrede“ noch gesteigert.

Den Wert der Diaspora (=Zerstreuung) preist das Pfingstgeschehen geradezu, schon durch diese schier endlos scheinende Aufzählung von fünfzehn Völkern (V.9-11). Schavu'ot ist wie Pessach und Sukkot die Stunde der Diaspora. Bei jedem dieser drei Wallfahrtsfeste überwiegt in der Zeit des Zweiten Tempels die Anzahl der jüdischen

Festpilger*innen aus aller Herren Länder um ein Vielfaches die Einwohnerzahl Jerusalems. Der Primat der Heiligen Stadt (Zion) ist schon dadurch gebrochen, dass die Judäer dabei nur „unter ferner liefen“ einge-reiht werden.

Wenn es eine Korrespondenz zwischen der Geschichte aus dem Alten Testament mit der aus dem Neuen gibt, dann jedenfalls nicht die einer Antithese oder einer Überbietung. Zum Verständnis der alttestamentlichen Geschichte ist es wie immer hilfreich, zunächst keinen möglichen Zusammenhang mit dem Neuen Testament zu konstruieren.

Eine von vier Rettungsgeschichten

In ihrem eigenen Kontext ist die Erzählung aus dem 1. Buch Mose

eine aus einem Quartett von vier Rettungsgeschichten. Sie ist eine Variation zum Thema „Wie die Menschheit durch ihren Schöpfer vor sich selbst geschützt wird“ oder „Rettung vor menschlicher Selbstzerstörung“. Viermal geht es um die „Eröffnung neuer Lebensmöglichkeiten jenseits von Scheitern“. „Wie sich göttlicher Segen gegen menschengewirkten Fluch durchsetzt“. Viermal wird „eine Illusion zerstört“.

Der Traum vom perfekten Schlaraffenland wird zerstört dadurch, dass ein unvollkommenes Leben in Fragmenten „jenseits von Eden“ ermöglicht wird (1. Mose 3). Ein „Lebensrecht für den Brudermörder“ wird gewährt jenseits eines Rechtssystems, das durch maßlose Rache Gerechtigkeit zu schaffen vorgibt (1. Mose 4). Jenseits der Naturkatastrophen, die menschliche Bos-

1. Mose 11, 1-9

1 Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache. 2 Als sie nun nach Osten zogen, fanden sie eine Ebene im Lande Schinar und wohnten daselbst. 3 Und sie sprachen untereinander: Wohlauf, lasst uns Ziegel streichen und brennen! – und nahmen Ziegel als Stein und Erdbharz als Mörtel 4 und sprachen: Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen; denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder.

5 Da fuhr der HERR hernieder, dass er sähe die Stadt und den Turm, die die Menschenkinder bauten. 6 Und der HERR sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen und dies ist der Anfang ihres Tuns; nun wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun. 7 Wohlauf, lasst uns herniederfahren und dort ihre Sprache verwirren, dass keiner des andern Sprache verstehe!

8 So zerstreute sie der HERR von dort in alle Länder, dass sie aufhören mussten, die Stadt zu bauen. 9 Daher heißt ihr Name Babel, weil der HERR daselbst verwirrt hat aller Länder Sprache und sie von dort zerstreut hat in alle Länder.



Turmbau zu Babel - Gemälde von Pieter Bruegel (1563)

heit verursachen, gibt es den neuen Versuch „versöhnten Lebens mit der Natur unter dem Regenbogen“ (1. Mose 6-9). Und vor welcher Form illusionären Lebens, vor welcher Form der Selbstdestruktion bewahrt Gott die Menschheit in Babel? Und wohin führt sie das? Das sind die Leitfragen für das Verständnis der Geschichte vom Turmbau zu Babel.

Vielleicht ist der Ursprung der Erzählung eine Nomadengeschichte, die die Großeltern ihren Enkeln am Lagerfeuer erzählt haben. Sie spiegelt ihre Erfahrungen mit antiken Stadtkulturen im Orient. Statt der in ihrer Kultur gepflegten Gastfreundschaft gegenüber Fremden trafen sie mit dem Phänomen Stadt auf Mauern, die sie aussperrten, die himmelhoch wie ein Turm vor ihnen aufragten. Wenn sie nicht überhaupt nur in Zelten wohnten, dann bauten sie mit Steinen und Lehm mobil und korrigierbar. Die Städter brannten Ziegel und kannten Asphalt („Erdharz“). Sie bauten „für die Ewigkeit“ – zur Freude moderner Archäologie. So wurde „die“ Stadt zum Feindbild, die ihre Nomadenkultur bedrohte

und menschliche Werte zerstörte. Dem gegenüber pries die alte Erzählung die eigene Lebensweise „in der Zerstreuung“ und in ihrer (nicht nur sprachlichen) Vielfalt. So wurde Gott zum Geber und Garanten dieser segensreichen „nomadischen“ Lebensweise erkannt.

Die damit verbundene strukturalistische anti-modernistische Tendenz der Erzählung bestimmt ihre neuzeitliche kirchliche Auslegung bis in die Gegenwart. Der Turmbau zu Babel wurde zum Musterbeispiel für biblische Zivilisationskritik. Mit dieser biblischen Geschichte legitimierten Konservative ihre Verteufelung von wissenschaftlichem und technischem Fortschritt. Was lag auch näher als den Bau der ersten säkularen Türme, Hochhäuser, Wolkenkratzer mit dem Turm zu Babel zu identifizieren? Er wurde zur Metapher für jede spektakuläre Grenzüberschreitung, von der Dampfmaschine, über Eisenbahn, Auto, Glühbirne, Telefon, Radio und Fernsehen, chirurgischem Eingriff, der Überwindung der Schwerkraft durch Fliegen und Raumfahrt

Monatslosung August 2020

Ich danke dir dafür, dass
ich wunderbar gemacht bin;
wunderbar sind deine Werke;
das erkennt meine Seele.

Ps 139,14

bis zur Mikrobiologie und Genetik, Computer und Internet.

Aber Wachsen und Grenzüberschreitung ist nicht das Böse, vor der die Erzählung warnt. Ein Wachstum, das Grenzen überschreitet, gehört zum Leben, auch zum menschlichen Leben, auch zur Nomadenkultur. Zum Wachsen und den damit verbundenen Grenzüberschreitungen ist die Menschheit von Gott geschaffen, ja dazu geradezu beauftragt.

Selbstzerstörung durch Selbstüberschätzung und diktierte Einheit

Die Selbstzerstörung der Menschheit hat vielmehr in der Maßlosigkeit ihren Grund, und diese in der menschlichen Selbstüberschätzung. Menschliche Arroganz ist das Grundübel. Sie sprengt die jedem Menschen gesetzten heilsamen Grenzen und lässt ihn die Maßstäbe ignorieren, die Gesundheit und Leben fördern. Erst der Griff nach den Sternen, erst der Plan, sich des Unverfügbaren zu bemächtigen, in den Himmel („heaven“, nicht „sky“) vor

zu stoßen, erweist ihr Tun als Selbstzerstörung.

Die heilsame Grenzsetzung mögen die einen Ausleger als „Bestrafung“ deuten, ich deute sie wie in den anderen drei Erzählungen als Akt der Rettung und Bewahrung vor menschlicher Selbstzerstörung. Schon die Ironie der Erzählung zielt auf die Einsicht der Hörer*innen. Gott muss „herabfahren“, um überhaupt erkennen zu können, was die Menschheit da ins Werk setzen will. So wird das gigantisch erscheinende Werk menschlicher Kunst relativiert, depotenziert und der Lächerlichkeit preisgegeben und ihm damit seine Macht genommen.

Nicht weniger destruktiv ist die für dieses Werk nötige Ideologie. Es ist die Ideologie diktierter, erzwungener Einheit, wie wir sie bis heute von totalitären Systemen kennen. Sie pressen der mit der Schöpfung geschenkten Vielfalt eine künstlich geformte Einheit ab oder stülpen sie ihr über mit „einerlei Zunge und Sprache“ (V. 1), mit „einerlei Volk und einerlei Sprache“ (V. 6). „Mit einer Zunge sprechen“ wird zum verführerischen und zugleich (be)trügerischen Ideal. Sie schwindeln das triste, graue, traurige und depressive „Einerlei“ zum höchsten erstrebenswerten Staatsziel um. Dem von den Mächtigen vorgegebenen gemeinsamen Ziel werden alle Individualitäten untergeordnet. Angeordnete Sprachregelungen schaffen eine Einheitssprache und sichern so die Ideologie. Uniformen verdecken die Diversitäten. Eine (nationalistische oder sozialistische) Einheitspartei wird geschaffen, eine Einheitskirche, eine Einheitsreligion, um die Macht der Herrschenden zu stärken. So soll Kritik, Widerspruch, Widerstand, Opposition schon im Keim erstickt werden.

Vom Segen der Diaspora und ihren Herausforderungen

Das nennt die Erzählung trefend „sich selbst einen Namen machen“ (V. 4) und diagnostiziert es als „Anfang vom Ende“. Und das, was gerade erst angefangen hat, bricht Gott gerade noch rechtzeitig ab. Er fällt dem selbstzerstörerischen Tun der Menschheit in den Arm. So wird auch in dieser vierten Geschichte der Bibel erzählt, wie die Menschheit durch ihren Schöpfer vor sich selbst geschützt wird, wie sich göttlicher Segen gegen menschengewirkten Fluch durchsetzt, wie Gott Illusionen zerstört, wie er vor menschlicher Selbstzerstörung rettet und jenseits von Scheitern neue Lebensmöglichkeiten eröffnet.

Vielleicht ist die Erzählung das erste Mal aufgeschrieben und in den bis heute bestehenden Kontext der ersten Kapitel des 1. Buch Mose gekommen, als das Volk Israel gerade begonnen hatte, das Leben in der Zerstreuung als Wohltat zu entdecken. Fern ab von „ihrer“ Stadt, weit entfernt vom Zion, haben sie ihr Leben unter fremden Völkern mit fremden Sprachen zwar als Mühsal und Plage empfunden, mehr und mehr aber auch als Segen. Das weiß doch jedes Schulkind. Fremdsprachen lernen ist harte Arbeit, die sich erst mit der Zeit „auszahlt“ und dann als großer Segen erweist. Wie arm und benachteiligt sind die, die nur ihre Muttersprache sprechen und verstehen können! Wie reich sind die, die sich vom Fremden herausfordern lassen!

Gott sei Dank, dass der Schöpfer uns aus dem Einerlei herausführt, uns die Irritationen eines Lebens mit fremden Menschen und mit fremden Sprachen zumutet und zutraut und uns so den Segen der Vielfalt und des Lebens unter Fremden entdecken lässt!

Über den Plural in V. 7 haben die Ausleger viel gerätselt („Und der HERR sprach; ... wohlauf, lasst uns herniederfahren ...“) Ist es der Plural, in dem eine Majestät spricht? Oder führt Gott Selbstgespräche? Spricht er mit sich als Weisheit, der die Idee der Schöpfung entsprang? Oder mit sich als Wort, durch das die Schöpfung entstand? Oder mit sich als Geistkraft, die über dem Chaos brütete? Vielleicht ist die Geschichte tatsächlich eine jüdische Pfingstgeschichte anderer Art? ■



Gemeindeabend

am 9. Juni um 20 Uhr
im Kreuzgang der Propstei

Wir weigern uns,
Feinde zu sein

Hoffungsgeschichten aus einem zerrissenen Land

Pfr. i. R. Rainer Stuhlmann
stellt sein neues Buch vor

Personalneuigkeiten

Im August soll es für den neuen Propst in Jerusalem losgehen. Die Vorbereitungen dafür verlaufen wegen der Pandemie ganz anders als geplant – sie müssen in diesen besonderen Zeiten ohne vorbereitende Besuche und ohne verlässlichen Zeitplan erfolgen.



Joachim Lenz, der zukünftige Propst, stellt sich vor

Eigentlich hatte ich Mikrobiologe werden wollen. Als Abiturient entschied ich mich, Theologie zu studieren. Ziel war das Gemeindepfarramt. Ich war dann in Rheinhausen, Wuppertal und acht Jahre lang als Dorfpastor an der Mosel im Gemeindedienst tätig. Es gab aber auch Jahre als Assistent an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal, als Theologischer Referent im Landeskirchenamt in Düsseldorf, als Kirchentagspastor und als Direktor der Berliner Stadtmission. Ehrenamtlich engagiere ich mich bei United4Rescue, einem Bündnis zur Seenotrettung, das Menschen auf der Flucht vor dem Ertrinken im Mittelmeer bewahren will. Derzeit bin ich im Pfarrdienst in Mönchengladbach.

Zukünftig also Jerusalem, so Gott will und wir leben. Ich bringe Erfahrungen aus ganz verschiedenen kirchlichen Lebenswelten mit ins Heilige Land und hoffe, dass davon vieles für das Leben und Arbeiten hilfreich sein wird. Bei der Vorbereitung und Gestaltung von Gottesdiensten war ich mal mit drei Menschen und mal mit tausenden zugange. Mit Baufragen hatte ich bei der Dorfkirchenrestaurierung an der Mosel zu tun und bei der „Lernwelt Armut und Obdachlosigkeit“ im Bahnhof Zoo in Berlin. Ich erlebe die heilsame Wirkung der Musik und gemeinsamer Gottesdienste und weiß, wie beim ehrlichen Austausch Vertrauen wächst und Perspektiven entstehen – auf hochoffizieller Ebene genauso wie im kleinen, seelsorglichen Gespräch. Ich war für diakonische Obdachlosenhilfe ebenso zuständig wie für die Liederbücher der Kirchentage. In Berlin hatte ich die Unterbringung geflüchteter Menschen zu organisieren und zweimal jährlich im Hauptbahnhof zu predigen. Und immer waren da ganz unterschiedliche Menschen, die ihr Eigenes eingebracht haben, beruflich wie ehrenamtlich.

Für all dies Großartige bin ich Gott sehr dankbar, in meinem biographischen Gepäck führe ich quasi eine große, bunte Ge-

schenkesammlung mit. Was kann ich von all diesen Erfahrungen wohl zukünftig in die Waagschale werfen? Ich freue mich darauf, auch in Jerusalem wieder neuen Gesichtern zu begegnen und neue Geschichten und Ideen zu erleben. An all den Stellen, wo ich bisher tätig sein konnte, musste und durfte ich vieles lernen und mich verändern; das soll wieder so sein. Vorab will ich schon allen danken, die mir ab August in Jerusalem dabei helfen.

In mein neues Leben und Arbeiten komme ich allein. Meine Ehe ist vor sechs Jahren nach langer guter Zeit zerbrochen; vier wunderbare Kinder sind erwachsen, zwei studieren noch, zwei sind in Lohn und Arbeit. Familie und Freundeskreis sind über Deutschland verteilt, da habe ich schon Einladungen nach Jerusalem ausgesprochen. Ich komme also als Single, bringe aber meine Neugier auf Menschen mit, Erfahrungen und Zuversicht, hoffentlich Glaubensheiterkeit – und ordentlich Respekt vor der schwierigen, belastenden Gesamtsituation in Israel und Palästina. Ich möchte von Ihnen hören, was es an Fröhlichem und Schwierigem gibt. Gemeinsam mit Ihnen will ich unerschütterlich daran erinnern, dass Frieden und Versöhnung möglich sind, im eigenen kleinen Leben und in Politik und Gesellschaft.

Wie das gehen wird? Ich weiß es nicht. Ich komme nicht mit Antworten, habe aber viele Fragen. Ich will daran festhalten, dass Gott uns und allen den Juden Jesus als Friedefürsten geschickt hat, sein Kind, Hoffnung für die Welt. Ich bin deshalb gerade auch dann gespannt auf die Zukunft, wenn mir die Fantasie für gute Wege fehlt. Auf dem Weg in die Zukunft möchte ich mit Ihnen Gott und das Leben feiern und immer neu nach guten Wegen fragen und suchen. Um den großen rheinischen Theologen Hanns-Dieter Hüsch zu zitieren: „Was macht, dass ich so unbeschwert und mich kein Trübsinn hält? Weil mich mein Gott das Lachen lehrt wohlüber alle Welt.“

Leserbrief

Am 2. April 2020 erreichte uns der nachfolgend abgedruckte Leserbrief

Lieber Redaktionskreis!

Es tut wohl, „Das Zeitliche segnen“ in den Händen, vor Augen und im Herzen zu haben.

Der Gemeindebrief März-Mai 2020 liegt aufgeschlagen auf meinem Schreibtisch und begleitet mich jeden Tag durch diese eigenartige, merk-würdige, bedenkens-werte Fastenzeit. Seit längerer Zeit schon ist mir „das Zeitliche segnen“ zum liebsten Wort geworden, um von einem gelingenden Sterben zu reden. Wie gut, wie kostbar schön ist es, wenn ich am Ende meines Lebens so dankbar und versöhnt auf das Gelebte und Erlebte zurückblicken kann.

Dieser Gemeindebrief zum Sterben, Tod und Leben, wie es in Jerusalem aufeinander trifft,

ist eine Fundgrube zum immer tiefer Nachgraben,
ein Kompaß, um Vertrautem mit neuer Aufmerksamkeit nachzugehen und Neues zu entdecken, an dem ich bisher vorbeigegangen bin,

ein Kompendium, ein Nachschlage- und Nach-denk-werk,
eine Schatz- und Vorratskiste für Arbeitsmaterial und brauchbare Zitate,

ein Vademecum für unsern Weg zwischen Leben und Tod und Leben,

Lupe und Fernglas: Nähe durch kompetente Detailkenntnis und Weitblick über Grenzen hinaus zugleich,

Futter für meine Leselust und mein Staunen über die Vielfalt der Gaben in der Jerusalemer Gemeinde.

Von Herzen Dank, liebe Grüße und eine gesegnete Osterzeit

Jürgen Wehrmann
Berlin



Blick auf die Altstadt Jerusalems; Foto © Marianne Creutz

Neuigkeiten vom Ölberg

So still war es wahrscheinlich noch nie auf unserem Campus

Die Auguste Victoria in Zeiten von Corona

von Gabriele Zander

Anfang März hatten wir hier noch eine Gruppe Studierender des Masterstudiengangs Online Kommunikation der Hochschule Anhalt zu Gast. Mit viel Motivation und Engagement machten sie sich im Rahmen ihres Kurses „Experience Design“ an die Aufgabe, Konzepte eines verbesserten Miteinanders des Touristen- und Pilgerzentrums mit Kirche und Café, des Gästehauses des LWB, des Krankenhauses und der Bewohner*innen und Besucher*innen auf dem Campus zu erarbeiten. Die Studierenden führten Interviews mit allen Beteiligten und machten bei ihrer Abschlusspräsentation inspirierende Vorschläge, von denen wir hoffen, bald einige umzusetzen. Aber schon am Tag der Abschlussrunde begannen die Einschränkungen, die COVID-19 uns seither auferlegt. Auf Bitte des Auguste Victoria Hospitals mussten wir am 4. März sowohl die Kirche als auch das Café Auguste schließen, um Ansteckungen des Krankenhaus-Personals

oder der Patient*innen durch Tourist*innen zu verhindern.

Zwei Wochen später wurden unsere Volontärinnen Teresa Berg und Beate Kampen vom Berliner Missionswerk zurück nach Deutschland gebeten. Unsere Café-Leiterin Nicole Christiansen war schon eine Woche eher nach Deutschland zurückgekehrt. So sind wir nun verwaist, unser Hausmeister George Mubarak mit Familie und ich. Wir pflegen und hüten das Areal, das seitdem ohne Besucher*innen geblieben ist. Selten hat unser schöner Frühlings-Garten so wenig Bewunderer*innen gefunden.

Und Ostern war erst recht ungewohnt ruhig: Die Osternacht im Garten des Deutschen Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes haben wir schon einige Tage vorher per Video aufgezeichnet, um



Ostereiersuche für die Kinder des Campus; Fotos: © Kirsten Freimann

den Film in der Osternacht an unsere Gemeindemitglieder zu verschicken. Immerhin haben die Familien, die hier wohnen, am Ostersonntag noch eine Ostereiersuche für die Kinder veranstaltet, bei der alle ihren Spaß hatten.

Im Krankenhaus konnte es aufgrund der hohen präventiven Maßnahmen lange verhindert werden, dass das Corona-Virus eingeschleppt wurde. Es wurden keine neuen Patient*innen mehr aufgenommen, nur die lebenserhaltenden Behandlungen wurden aufrechterhalten, jede*r Patient*in durfte nur noch eine*n Besucher*in haben und allen Krankenhausbesucher*innen wurde vor Betreten des Gebäudes die Temperatur gemessen. Wegen der Unterversorgung an Intensivbetten in Ostjerusalem wurde ein isolierter Raum für drei COVID-19- Patient*innen eingerichtet, der aber bisher glücklicherweise noch nicht eingesetzt wurde. Allerdings wurde am 15. April bei sechs Patient*innen der Geriatrie das Virus diagnostiziert, worauf diese in das nahegelegene St. Josephs-Hospital und nach Hadassah gebracht wurden, wo schon andere COVID-19 Patient*innen behandelt wurden. Auch unter den Pfleger*innen wurden daraufhin Infizierungen festgestellt, und alle Personalkräfte, die mit den Betroffenen in Berührung kamen, gingen in Quarantäne. Seitdem sind keine neuen Infizierungen mehr aufgetaucht, und wir hoffen sehr, dass es so bleiben wird.

Darüber hinaus hoffen wir, dass wir das Café Auguste vielleicht doch bald wieder zumindest für die Bewohner*innen des Geländes öffnen können, auch wenn Tourist*innen und Besucher*innen sicher noch für eine Weile ausbleiben werden. Und eine Perspektive wäre es, zu Himmelfahrt endlich wieder unseren ersten Gottesdienst als Gemeinde feiern zu können - im Freien, an der Aussichtsstelle zur Wüste Judäa, im angemessenen physischen Abstand zueinander, aber geistig verbunden.

Aufgrund der Bestimmungen des israelischen Gesundheitsministeriums zu Covid-19 ist das Café Auguste Victoria momentan nicht in Betrieb.



Café Auguste Victoria – Geruhsam Jerusalem erleben

Herzlich willkommen in unserem Café auf dem Ölberg. Sie haben hier einen wunderbaren Blick auf Jerusalem, können sich ausruhen, aufatmen und unsere Oase genießen. Kaffee, Kuchen und so manches Leckeres stehen für Sie bereit. Unser Garten ist besonders für Kinder eine große Spielwiese. Die Himmelfabrtkirche ist ein Raum der Stille und des Entdeckens. Im dazugehörigen Shop finden Sie Auserlesenes und von Hand Gemachtes, Stickereien und Keramik aus Palästina.

Wir freuen uns auf Sie!

Geöffnet ist das Café dienstags bis samstags von 10.00-16.00 Uhr und die Himmelfabrtkirche montags, freitags und samstags von 8.30-14.30 Uhr und dienstags, mittwochs und donnerstags von 8.30-13.00 Uhr. Gruppen bitte anmelden, Führungen sind möglich.

Die Tall Zira'a-Ausstellung geht nach Irbid in Nordjordanien

von Jutta Häser

Wie im Gemeindebrief 2019/4 berichtet, wurde im Juli 2019 mit der finanziellen Unterstützung des Auswärtigen Amtes und der Regula Pestalozzi Stiftung die Ausstellung „Tall Zira'a – Mirror of Jordan's History“ im Jordan Museum in Amman feierlich eröffnet.

Die vom DEI initiierte Ausstellung zeigte bis Ende Dezember unter den vier Aspekten „Tall Zira'a – Location, Importance, Archaeological Methods and Aims“, „Cult and Religion“, „Craft“ und „Cultural Contacts“ eine Auswahl der interessantesten und oftmals einzigartigen Funde, die in den Ausgrabungen auf dem Tall Zira'a zwischen 2003 und 2014 gefunden wurden.

Der Tall Zira'a liegt im Nordwesten Jordaniens, 4,5 km südwestlich von Gadara/Umm Qais und etwa 20 km nordwestlich der ca. 600.000 Einwohner zählenden Stadt Irbid. Die Arbeiten auf diesem 5000 Jahre lang besiedelten Siedlungshügel werden seit 2001 vom Biblisch Archäologischen Institut (BAI) Wuppertal und seit 2004 vom BAI gemeinschaftlich mit dem DEI durchgeführt. Zu Beginn standen sie unter der Leitung von Prof. Dr. Dieter Vieweger; seit 2004 gibt es eine gemeinsame Leitung von Prof. Vieweger und Dr. Jutta Häser. Seit 2018 werden die Ausgrabungen von Dr. Katharina Schmidt fortgesetzt.

Regelmäßige Besucher der Ausgrabungen auf dem Tall Zira'a waren Professoren und Studenten des ‚Department of Archaeology and Anthropology‘ der Yarmouk Universität der nahe gelegenen Stadt Irbid. Schon seit der Gründung der Yarmouk Universität (benannt nach dem Grenzfluss zwischen Jordanien und Syrien) in den 1980er Jahren unterhält das DEI enge Beziehungen zu dem dortigen ‚Department of Archaeology and Anthropology‘. Viele jordanische Kollegen haben in Deutschland studiert und sind anschließend nach Jordanien zurückgekehrt, wo sie an Universitäten und Museen tätig sind. Dies gilt z. B.

für den gegenwärtigen Präsidenten der Universität, Prof. Zeidan Kafafi, und den Dekan der archäologischen Fakultät, Prof. Hani Hayajneh.

So nimmt es nicht Wunder, dass schon bei der Eröffnung der Tall Zira'a-Ausstellung im Jordan Museum in Amman die Frage an Prof. Vieweger und die Autorin gerichtet wurde, ob es möglich ist, die Ausstellung auch in Irbid im ‚Museum of Jordanian Heritage‘ der Universität zu zeigen. Dieses Museum wurde 1988 mit deutscher Unterstützung eingerichtet und zählte bis zur Eröffnung des Jordan Museum 2013 als das didaktisch am besten gestaltete Museum in Jordanien, das auch äußerst sehenswert ist.

Die Anfrage freute die Mitarbeiter des DEI auch deshalb, weil die Funde vom Tall Zira'a damit näher am Ausgrabungsort und auch einem Publikum präsentiert werden könnte, das nicht in das „ferne“ Amman reisen würde, um sich eine Ausstellung anzusehen. Unter diesen guten Voraussetzungen war es für Prof. Vieweger und die Autorin keine Frage, dem Gesuch sofort zuzustimmen. Die letztendliche Genehmigung musste jedoch selbstverständlich durch den jordanischen Antikendienst und den jordanischen Ministerpräsidenten erfolgen. Nachdem die administrativen Hürden von den Mitarbeitern der Yarmouk Universität bewältigt worden waren, konnten die Ausstellungsstücke im Januar dieses Jahres von Amman nach Irbid transferiert werden. Da es für die Objekte, die permanent im Jordan Museum ausgestellt sind, einen eigenen Leihvertrag hätte geben müssen, was nochmals ein erheblicher Aufwand gewesen wäre und ziemlich viel Zeit in Anspruch genommen hätte, hatte sich die Yarmouk Universität entschlossen, die 50 Funde auszustellen, die nicht permanent im Jordan Museum zu sehen sind. Das ist etwas bedauerlich, aber auch so ist die Präsentation im Sonderausstellungsraum des Universitätsmuseum sehr gelungen. Der generelle Aufbau der Ausstellung mit den vier unterschiedlichen aber miteinander verknüpften Themen



Feierliche Eröffnung der Ausstellung durch den Präsidenten der Yarmouk Universität, Prof. Zeidan Kafafi, den Generaldirektor des jordanischen Antikendienstes, Herrn Yazid Elayan, und den Dekan des Fachbereichs für Archäologie und Anthropologie, Prof. Hani Hayajneh



Blick über einen Teil der Ausstellung zum Thema „Kult“



Blick über den Ausstellungsbereich zum Thema „Kulturkontakte“

Fotos: © DEI

wurde beibehalten. Die Vitrinen und auch die englisch-arabischen Informationstafeln konnten wiederverwendet werden. Da der sog. Orpheus-Krug, der das Highlight der Ausstellung im Jordan Museum bildete, nicht zur Verfügung stand, wurde ein anderer einzigartiger Fund, eine Keramiktafel – mit der Darstellung wahrscheinlich eines Königs mit den unterworfenen Feinden – in den Mittelpunkt der Schau gestellt.

Am 18. Februar 2020 wurde die Ausstellung mit einem leicht veränderten Titel „Tall Zira’a – Mirror of Jordan’s Ancient History“ unter der Beteiligung der Vertreter der Yarmouk Universität, des jordanischen Antikendienstes, des Jordan Museum, des DEI und anderer Institutionen sowie der Presse feierlich eröffnet. Bei einem Rundgang konnten Dr. Schmidt und die Autorin die Ausstellungsstücke und ihre besondere Bedeutung für die jordanische Geschichte dem Präsidenten der Yarmouk Universität, der auch Schirmherr der Ausstellung ist, und den Vertretern des Antikendienstes erläutern. Von dem Ereignis wurde in der Presse berichtet: <https://www.jordantimes.com/news/local/jordans-ancient-history-‘comes-home’>.

Die Ausstellung ist mindestens bis Mitte Juli zu sehen. Noch immer gibt es seitens des DEI Bestrebungen, die Ausstellung auch in Deutschland zu zeigen, doch scheitert dies im Augenblick bislang an den hohen Kosten.

Dr. Jutta Häser hat Vorderasiatische Archäologie, Ur- und Frühgeschichte, Keilschriftkunde, Archäometrie, Arabistik und Skandinavistik in Göttingen, Aarhus und Amman studiert. Von 2004 bis 2013 war sie Direktorin des Deutschen Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes in Amman. Nach drei Jahren Forschungstätigkeit am Biblisch Archäologischen Institut in Wuppertal, ist Dr. Häser seit 2017 wieder in Amman tätig. Hier betreut sie ein von der Gerda Henkel Stiftung gefördertes Kooperationsprojekt im Museum auf der Zitadelle von Amman des Deutschen Evangelischen Instituts und des jordanischen Antikendienstes.

Studium in Israel

„Alles hat seine Zeit“

Talmud-Lernen mit „Studium in Israel“

von Olivia Graffam, Hanna Antensteiner und Kai Krause

Zum Studienprogramm von „Studium in Israel“ gehört auch das Studium des Talmud an der Hebräischen Universität. Dieses trägt dazu bei, einen wichtigen Teil des Judentums auch aus der Innenperspektive kennenzulernen.

Weil die hebräisch-aramäische Sprache des Talmud-Textes, die vielen Fachtermini und die unzähligen Zitate aus anderen jüdischen Quellen (Mischna, Tosefta, Midraschim usw.) nur schwer zu verstehen sind, bietet die Studienleitung von Studium in Israel parallel zu den Uni-Kursen ein bis zweimal pro Woche ein sogenanntes „Talmud-Tutorium“ an. Wie könnte man einen besseren Einblick geben in die Freuden und gelegentlich auch Qualen, die ein Talmudstudium mit sich bringt, als durch ein waschechtes Talmudtraktat?

Wir haben daher extra eines für Sie verfasst.

Babylonischer Talmud

Erste Ordnung: Zeiten; Traktat: Studium in Israel; Kapitel: Der Talmudstudierende; Seite 242

MISCHNA: *Der Talmudstudierende benötigt zwei Dinge: Fleiß und Zeit. Rabbi Schlomo sagt: „Zusätzlich braucht er auch ein Tutorium.“*

GEMARA: Was ist das, Fleiß? Die Weisen überliefern uns eine Geschichte von Rabbi Yehuda: Er ging des Morgens in das Studienzentrum, um zu lernen, und kam bereits zur vierten Stunde wieder heraus. Da stellte sich Rabban Gamliel vor ihn auf die Füße und fragte: „Hast du nach so kurzer Zeit genug gelernt? Ist es nicht Tradition, den ganzen Tag zu lernen?“

Da antwortete ihm Rabbi Yehuda: „Es steht geschrieben: ‚Ein jegliches hat seine Zeit und alles Vorhaben unter dem

Himmel hat seine Stunde.‘ Und ist es nicht so? Wer des Morgens lernt und den Nachmittag nutzt, um Menschen zu begegnen, der hat gleich doppelt gelernt.“

Komm und lerne hieraus: Der Talmudstudierende bedarf nicht nur des Fleißes, sondern hat auch andere Menschen vonnöten, die ihn in Sachen des alltäglichen Lebens unterrichten. ‚Zeit‘ meint also nicht nur Zeit für Fleiß, sondern auch: Zeit für andere Dinge.

Rabbi Schlomo sagt: „Zusätzlich braucht er auch ein Tutorium.“ Es wird die Frage gestellt: Was heißt das ‚zusätzlich‘? Gehört das Tutorium zur Zeit des Fleißes oder zur Zeit für andere Dinge?

Rav Nachman sagt: „Ein Tutorium bedeutet Zeit für Fleiß.“ Rav Pappa wiederum sagt: „Ein Tutorium meint vielmehr Zeit für andere Dinge.“ Rav Ashi sagt im Namen von Rav Nachman: „Ein Tutorium bedeutet Zeit für Fleiß, weil dort das Gelernte wiederholt und vertieft wird.“ Rabbi Elieser sagt im Namen von Rav Pappa: „Ein Tutorium bedeutet Zeit für andere Dinge, weil dort Kaffee getrunken und Kekse gegessen werden.“

Kann es nicht auch sein, dass man während des Lernens Kaffee und Kekse zu sich nimmt?

Dazu ist uns eine Geschichte überliefert: Einst besuchte Rabbi Hanina ein Tutorium.

Und es geschah ein Wunder. Obwohl er nicht leiblich gegenwärtig war, war es ihm doch möglich, die anderen Talmudstudierenden zu sehen und mit ihnen zu kommunizieren. Durch dieses Wunder waren sie so überrascht, dass sie gar nicht lernten, sondern nur Kaffee tranken und Kekse aßen, wobei sie sich heiter unterhielten. Wir lernen daraus: Kaffee und Kekse gehen nicht immer mit Fleiß einher, sondern mit Kommunikation und Heiterkeit.

Ist nun also ein Tutorium Zeit für Fleiß oder Zeit für andere Dinge? Unsere Weisen überliefern uns: „Das Tutorium



Ein Talmudschüler; Foto: © Olivia Graffam

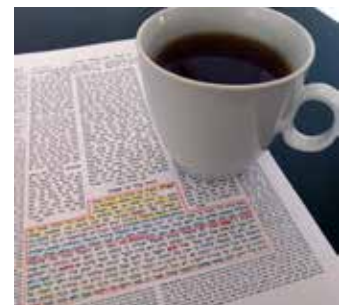


So viel Talmud – man könnte den ganzen Tag lernen;

Foto: © Melanie Mordhorst-Mayer



Eine mit Fleiß und Zeit erforschte
Talmudseite



Kaffee zur Zeit des Fleißes;

Fotos: © Hanna Antensteiner

ist beides: Zeit für Fleiß und Zeit für andere Dinge, denn weder kann das Tutorium stattfinden ohne Fleiß, noch kann es stattfinden ohne Kaffee und Kekse und so ist es gleichermaßen Zeit für andere Dinge und Zeit für Fleiß.“

Eine Frage erhob sich: Braucht jeder Talmudstudierende ein Tutorium? Rabbi Assi sagt: „Nein.“ Dafür gibt es drei Gründe: Manch ein Schüler versteht von selbst, weil der Barmherzige ihn gesegnet hat. Manch ein Schüler lernt lieber allein. Manch ein Schüler hat nur Interesse für Kekse. Rabbi Jaakov sagt: „Ja.“ Dafür gibt es drei Gründe: Jeder Schüler hat Fragen, die er nicht selbst beantworten kann. Jeder Schüler hat Lust auf Kaffee und Kekse. Jeder Schüler bedarf der Gemeinschaft, um Motivation zum Lernen zu finden.

Rabbi Schmuël macht eine Einschränkung: „Das Tutorium ist nur vonnöten, sollte man die Sprache nicht beherrschen.“

Es wurde aber eine Geschichte von Rabbi Mati überliefert: Er besuchte eine Talmudstunde und hatte, als er sie wieder verließ, noch viele Fragen. Rabbi Yitzchak fragt dazu: „Konnte er nicht die Sprache?“ Unsere Rabbis antworten ihm: „Rabbi Mati konnte wohl die Sprache, doch waren ihm nicht alle Begriffe geläufig, da er noch nie Talmud studiert hatte und so wäre ihm die Hilfe eines Tutoriums gelegen gewesen.“

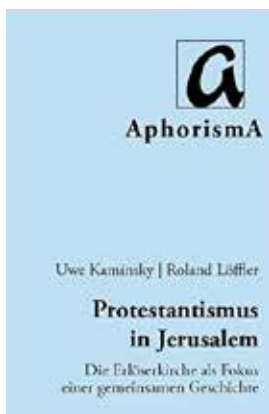
Rabbi Schmuël erwidert: „Es ist schwer für einen Menschen, Talmud zu studieren, doch kann er, wenn er die Sprache beherrscht, mit Fleiß und Zeit erforschen, was andere nur schwerlich lernen können.“

Die Halacha in dieser Sache ist daher: Für den, der der Sprache nicht mächtig ist, ist ein Tutorium zwingend vonnöten. Für denjenigen, der die Sprache beherrscht, ist es freigestellt, ob er es besuchen will. Und besucht er das Tutorium nun – sei es freiwillig, oder aus Pflicht – so dürfen Kaffee und Kekse nicht fehlen.

Olivia Graffam, Hanna Antensteiner, und Kai Krause sind Studenten des Studienprogrammes „Studium in Israel“.

»evangelisch-in-jerusalem«

Auswahl aus unseren Publikationen



Uwe Kaminsky, Roland Löffler

Protestantismus in Jerusalem: Die Erlöserkirche als Fokus einer gemeinsamen Geschichte

Aphorisma

52 Seiten, 1. Auflage Dezember 2014
Aphorisma Reihe Kleine Texte

ISBN-10: 3865755577

ISBN-13: 978-3865755575

Die Geschichte der Erlöserkirche ist ein Spiegel deutscher-evangelischer Geschichte im Ausland, speziell im Heiligen Land, aber auch ein Bild für den langen Weg der palästinensisch-lutherischen Gemeinden in die Eigenständigkeit einer unabhängigen Kirche. Die Erlöserkirche ist und bleibt deshalb ein Gedächtnisort sui generis, der weit über diese Stadt und dieses Land hinausstrahlt – und sie war, ist und bleibt auch der Fokus der gemeinsamen deutschen und palästinensischen, protestantischen Geschichte in Jerusalem.



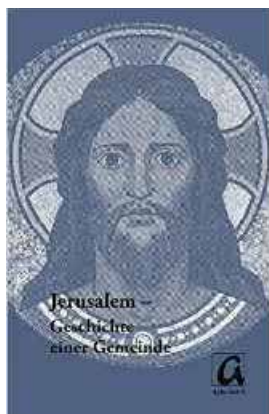
Edition Auguste Victoria

Symphonie der Stille

Franz Liszt - Orgelwerke

Klaus Schulten spielt an der 1910
von Wilhelm Sauer erbauten Orgel
der Himmelfahrtskirche in Jerusalem

Die bedeutenden Bach-Variationen über Weinen, Klagen, Sorgen, Zagen und die sich auf Allegris Miserere und Mozarts Ave verum beziehende Vision „à la chapelle Sixtine“ bilden den Schwerpunkt der ersten CD, die zweite CD ist Liszts „Via Crucis“ in der Fassung für Orgel solo gewidmet.



Wolfgang Schmidt

Jerusalem - Geschichte einer Gemeinde

Aphorisma Verlag Berlin - 2015
430 Seiten

Transparenter Schutzumschlag -
Einband mit Siebdruck

ISBN-10: 386575046X

ISBN-13: 978-3865750464

Mit Beiträgen von Hans Wilhelm Hertzberg, Ernst Rhein, Johannes Döring, Joachim Weigelt, Carl Malsch, Hansgeorg Köhler, Helmut Glatte, Jürgen Wehrmann, Johannes Friedrich, Karl-Heinz Ronecker, Martin Reyer, Uwe Gräbe und Wolfgang Schmidt.

In wenigen, nummerierten Exemplaren ist eine Vorzugsausgabe (978-3-86575-052-5) mit mehrfarbigem Originalsiebdruck in Leinenkassette erhältlich.

KONTAKTE

Gemeinde / Ökumene / Seelsorge

Repräsentant der Stiftungen der EKD im Heiligen Land

Pfarrer i. R. Dr. Rainer Stuhlmann
00972-(0)2-626 6800
propst@redeemer-jerusalem.com

Kirchenmusik

KMD Prof. Hartmut Rohmeyer
00972-(0)2-626 6800
music@redeemer-jerusalem.com

Rezeption der Propstei

Öffnungszeiten: Mo bis Fr, 8-15.30 Uhr, Sa 8-12.30 Uhr
Bassam Musallam
00972-(0)2-626 6800
reception@redeemer-jerusalem.com

Gemeindebüro Jerusalem

Öffnungszeiten: Mo bis Fr, 9-12 Uhr
Bilhan Rechtman
00972-(0)2-626 6872
propstei@redeemer-jerusalem.com

Gemeindebüro Amman

Öffnungszeiten: Mo und Do, 10-12 Uhr
Dr. Jutta Häser
00962 (0)77-662 5822
amman@evangelisch-in-jerusalem.org

Studium in Israel

Studienleiterin Pfarrerin Dr. Melanie Mordhorst-Mayer
00972-(0)58 536 9369
studienleitung@studium-in-israel.de

Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Studienleitung

Malin Jacobson
malinjacobson@web.de

Kaufmännische Geschäftsführung und

Leitung des Gästehauses

Barbara-Anne Podborny
00972-(0)2-626 6800
b.podborny@redeemer-jerusalem.com

Gästehaus

Nariman Kiriaco - Reservierung
00972-(0)2-626 6888
info@guesthouse-jerusalem.co.il

Pilgerzentrum Auguste Victoria

Pfarrerinnen Gabriele Zander
Büroöffnungszeiten: Mo bis Do, 8.30-13.30 Uhr
00972-(0)2-628 7704
office@avzentrum.de

Café Auguste Victoria

00972-(0)54-838-0900
cafe.auguste.victoria@gmail.com

DEIAHL - Institut für Altertumswissenschaft

Prof. Dr. Dr. Dr. h.c. Dieter Vieweger (Direktor)
Luisa Goldammer (Sekretariat)
00972-(0)2-628 4792
dei_ger@netvision.net.il

Der Kirchengemeinderat

Pfarrerin Dr. Cäcilie Blume

00972-(0)54-934 3563
caecilie.blume@gmail.com

Andrea Hamarneh (Jordanien)

00962-(0)6-553 3056
andrea.ham94@yahoo.com

Diet Koster

00972-(0)2-279 9757
drkoster200@yahoo.com

Dr. Wolf-Rüdiger Knauber

wr.knauber@schmidtschule.org

Nora Larsen

nora.larsen@posteo.de

Michael Mohrmann

00972-(0)2-626 4627
jerusalem@christus-treff.de

Pfarrerin Dr. Melanie Mordhorst-Mayer

00972-(0)58-536 9369
Studienleitung@studium-in-israel.de

Lisa Stoll

stoll_lisa@web.de

Pfarrer i. R. Dr. Rainer Stuhlmann

00972-(0)2-626 6800
propst@redeemer-jerusalem.com

Ulrich Wacker

00972-(0)2-532 6080
Ulrich.Wacker@fnst.org

Matthias Wolf

00972-(0)58-511 9746
director@talithakumi.org

Pfarrerin Gabriele Zander

00972-(0)2-628 7704
gabriele.zander@avzentrum.de

Öffnungszeiten der Kirchen



Die Erlöserkirche

in der Altstadt ist montags bis samstags
von 10-17 Uhr geöffnet.

Zur Mittagsandacht läuten die Glocken der Erlöserkirche montags bis freitags um 12 Uhr in der Jerusalemer Altstadt und rufen zum Gebet. In der Mittagsandacht kann man sich für rund zwanzig Minuten aus dem Gewühl der Stadt und ihren vielfältigen Eindrücken in die Ruhe der Kirche zurückziehen. Dabei erhält die zweite Tageshälfte einen erfrischenden geistlichen Impuls.



Die Himmelfahrtkirche

auf dem Ölberg ist montags, freitags und samstags
von 8.30-14.30 Uhr geöffnet und dienstags, mittwochs
und donnerstags von 8.30-13 Uhr.

Die Kirche steht offen für Gruppen und Einzelreisende, die beten oder einen Gottesdienst feiern möchten. Wer bei einem Kaffee die Reiseeindrücke reflektieren möchte, kann dies im gegenüber liegenden Café Auguste Victoria tun. Nach Vereinbarung kann die Kirche auch nachmittags besichtigt werden.



Herzlich Willkommen!

Sie können bei uns Mitglied werden in der Gemeinde, im Freundeskreis der Erlöserkirche oder im Förderverein für das DEI.

Mitgliedschaft in der Gemeinde:

Wenn Sie im Bereich der Evangelischen Gemeinde Deutscher Sprache im Heiligen Land leben, können Sie Mitglied werden. Dazu müssen Sie lediglich die untenstehende Erklärung abgeben. Mitglieder einer evangelischen Landeskirche in Deutschland können u.U. in Deutschland von der deutschen Kirchensteuer befreit werden. Die Erlösergemeinde bittet um einen verbindlichen Mitgliedsbeitrag etwa in Höhe der deutschen Kirchensteuer. Von Mitgliedern ohne eigenes Einkommen (Volontäre, Studierende usw.) erbitten wir einen Mindestbeitrag in Höhe von Euro 40,- oder NIS 170,- im Jahr.

Mitgliedschaft im Freundeskreis der Erlöserkirche:

Im Freundeskreis können Sie Mitglied werden, auch ohne im Gebiet unserer Gemeinde zu leben und ohne für sich die evangelische Bekenntnisgrundlage unserer Gemeinde anzuerkennen. So bleiben Sie beispielsweise auch nach Ihrer Rückkehr nach Deutschland Teil der „Erlöserkirchen-Familie“. Sie werden unser Förderer – und wir informieren Sie regelmäßig über unsere Arbeit, laden Sie zu unseren Veranstaltungen ein usw. Den Mitgliedsbeitrag bestimmen Sie selbst; EUR 40,- oder NIS 170,- im Jahr betragen die Kosten für Herstellung und Versand unserer Publikation „Jerusalem. Gemeindebrief – Stiftungsjournal“.

Mitgliedschaft im Förderverein für das Deutsche Evangelische Institut für

Altertumswissenschaft des Heiligen Landes (DEI):

Der Vereinszweck des Fördervereins für das DEI e.V. ist die Bereitstellung finanzieller Unterstützung für bauliche Maßnahmen und technische Ausstattung im Bereich der Ausgrabungen und Projekte, für wissenschaftliche und kulturelle Aktivitäten des DEI (u.a. Stipendien für Nachwuchswissenschaftler oder Exkursions- und Grabungsteilnehmer), für Restaurierungsarbeiten sowie für museale Präsentationen. Der Verein will insbesondere Menschen unterschiedlicher Nationalität, Religion und Profession den Zugang zur Arbeit des Instituts ermöglichen. Weitere Informationen sowie Beitrittsformulare finden Sie unter www.deiahl.de/foerderverein.html

Gemeindebrief/Stiftungsjournal

In den Mitgliedsbeiträgen für Gemeinde und Freundeskreis der Erlöserkirche enthalten ist der regelmäßige Bezug des Gemeindebriefes/Stiftungsjournals (vier Ausgaben im Jahr, inkl. Versand, als gedruckte Ausgabe oder wahlweise als E-Paper). Nähere Informationen erhalten Sie im Gemeindebüro, wo auch Bekenntnisgrundlage und Satzung der Gemeinde ausliegen.

Rechtsgrundlage nach Auskunft des Steuerreferates der EKD: „Die Kirchensteuerpflicht in Deutschland regelt sich nach den dafür geltenden Vorschriften. Sofern es in Auslandsfällen durch die Entrichtung eines Gemeindebeitrages vor Ort zu einer Mehrbelastung kommen sollte, kann beim für den Steuerpflichtigen zuständigen Landeskirchenamt (Steuergläubiger) ein Antrag

auf Erstattung bzw. Ermäßigung der in Deutschland gezahlten Kirchensteuer gestellt werden. Der Antrag ist formlos zu stellen und ihm sind Nachweise über die Zahlung an die ausländische Gemeinde beizufügen. Entscheidungsbefugt ist allein der Steuergläubiger.“

Wollen Sie einen solchen Antrag stellen, sind wir gerne bereit, Ihnen die tatsächlich geleisteten Gemeindebeiträge für das jeweils vergangene Jahr zu bestätigen. Bei der An-

tragstellung sind wir Ihnen gerne behilflich. Bitte wenden Sie sich an unsere Geschäftsführung. (Alle Angaben ohne Gewähr.)

Bitte ankreuzen:

- ☐ Ja, ich / wir möchte(n) Mitglied der Evangelischen Gemeinde Deutscher Sprache werden.
Die evangelische Bekenntnisgrundlage und die Satzung der Gemeinde erkenne ich / erkennen wir an.
Mein Mitgliedsbeitrag beträgt _____ Euro / NIS halbjährlich/jährlich
- ☐ Ja, ich möchte Mitglied des Freundeskreises der Erlöserkirche werden.
Mein Mitgliedsbeitrag beträgt _____ Euro / NIS halbjährlich/jährlich.
- ☐ Ja, ich möchte Mitglied des Fördervereins für das Deutsche Evangelische Institut für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes (DEI e.V.) werden. Bitte senden Sie mir ein Beitrittsformular an unten angegebene Adresse.
- Für Nichtmitglieder:
- ☐ Hiermit abonniere ich die Publikation „Jerusalem. Gemeindebrief – Stiftungsjournal“ als gedruckte Ausgabe für Euro 28,- im Jahr, inklusive Versand.
- ☐ Hiermit abonniere ich die Publikation „Jerusalem. Gemeindebrief – Stiftungsjournal“ als E-Paper für Euro 10,- im Jahr. Der Versand erfolgt per E-Mail.

Vorname	Nachname	Geburtsdatum*	Beruf/Institution*	Konfession*

* Angaben nur für einen Antrag auf Mitgliedschaft in der Gemeinde notwendig

Anschrift

Telefon

Email

Heimatanschrift*

Ort/Datum

Unterschriften aller oben aufgeführten Personen über 14 Jahre

Sie können die Beiträge auch überweisen:

- für Gemeinde und Freundeskreis der Erlöserkirche bei der Evangelischen Bank (Kassel),
IBAN DE88 5206 0410 0004 1076 32, BIC GENODEF1EK1
- für den Förderverein für das DEI e.V. auf
IBAN DE89 1007 0000 0528 8212 00, BIC DEUTDEBBXXX, Deutsche Bank.

Bitte geben Sie stets den genauen Verwendungszweck der Überweisung an. Für Spenden unter 50 Euro genügt der Einzahlungsbeleg zur Vorlage beim Finanzamt. Ab einem Betrag von 50 Euro stellen wir eine Spendenquittung aus.

Dazu benötigen wir Ihre vollständige Adresse.

